

Zeitschrift: Jahrbuch des Historischen Vereins des Kantons Glarus
Herausgeber: Historischer Verein des Kantons Glarus
Band: 13 (1877)

Artikel: Das Leben und Wirken Glareans (Zweiter Theil und Schluss)
Autor: Freuler
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-584300>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 10.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Das Leben und Wirken Glareans.

Zweiter Theil und Schluss.

Von Dekan Freuler.

Als das Werk, die Descriptio mit dem Panegyrikon, gegen Ende des Jahres 1514 unter die Presse gegeben wurde, war eben die Tagsatzung in Zürich versammelt, und Glarean säumte nicht, jedem Gesandten ein Exemplar einzuhändigen. Aber auch bei diesem Anlass liess er es nicht an jenen seltsamen Manieren fehlen, die er so gern an die Sachen strich, wenn er sich selbst oder eines seiner Werke zur Schau brachte. Alle Gesandten der Tagsatzung wurden von dem unerwarteten Geschenk zu hoher Freude gestimmt. Es war die erste Arbeit solcher Art, eine Verherrlichung des Vaterlandes, wie sie jedes warme Schweizerherz ansprechen musste, im freien hehren Sinn, im schönen wohllautenden Wort. Die Tagsatzung liess dem Verfasser für das willkommene Werk eine Anerkennungsgabe von 20 rheinischen Gulden zustellen und wirkte ihm bei dem Herzog von Mailand ein jährliches Stipendium von 100 Gulden aus, das er auf der Universität zu Pavia, falls er sie, wie verlautete, beziehe, geniessen solle. Die Tagsatzung, wird von mancher Seite vergwissert, hätte den Dichter des allgemein bewunderten Vaterlandspreises mit noch grösserer Auszeichnung belohnt, wenn sich Glarean bei der ganzen Sache nicht so phantasie reich, ja geradezu nicht so phantastisch betragen hätte, was den hohen Eindruck wieder minderte und die Begeisterung über Werk und Verfasser nicht zu ihrem Höhepunkt kommen liess. Man weiss nicht recht, woher man dieses komische Wesen, das theatralische Possenspiel herleiten soll, das Glarean bei derartigen Gelegenheiten ausserordentlich gern aufzuführen pflegte. Die Einen meinen, es habe seiner Jugend eben doch an einer feinern Gewöhnung und Erziehung gemangelt. Er als ein nicht durch rechte Cultur gezogenes Kind der Natur habe die burlesken Sprünge, die er auf den Alpen bei seiner Heerde gemacht, nie völlig ablegen können und habe diese Sprünge auch in

die Schulsäle der Wissenschaft und Universität herübergenommen. Andere erblicken darin ein Stück Eitelkeit, welcher Glarean bisweilen sehr leicht anheimgefallen sei, und dritte Stimmen rechnen es zu der Originalität, die in Glareans ganzem Wesen gelegen habe. Gewiß ist, dass ihm diese Dinge keine Ehre eingetragen und bei seinen Freunden, auch bei den besten, manchen Anstoss erregt haben. So ging es ihm auch mit seinem akademischen Ritt zu Basel, über welchen Beatus Rhenanus in spöttelnder Weise dem Erasmus Bericht erstattete. Zu Basel hatte nämlich Glarean nun schon einige Zeit gelehrt, und noch immer zauderten die Professoren der Universität, was für einen Platz sie ihm, dem von Köln gekommenen Magister der freien Künste und gekrönten Dichter unter den akademischen Dozenten anweisen sollten. Das verdross Glarean sehr und er gerieth auf den Einfall, eine Antwort der gelehrten Herren durch einen allerdings ungewöhnlichen und selbst unerhörten Akt zu erzwingen. In der Aula wurde just eine philosophische Disputation gehalten. Als man mitten in der Verhandlung war, ritt plötzlich Glarean auf einem Pferd, nach andern auf einem Esel, in die Aula herein. Was er hier wolle, fragte der Rector, und Glarean antwortete, er müsse jetzt einmal wissen, wo er seinen Platz an der Universität zu nehmen habe. Man suchte ihn auf alle Weise zu beruhigen, es soll ihm entsprochen werden, nur möge er jetzt mit seinem sonderbaren Aufzug die Versammlung verlassen und der Disputation aus dem Wege gehen. Hiezu war aber Glarean nicht zu bewegen. Alle Bitten und Mahnungen halfen nichts. Das Thier blieb stehen und Glarean darauf sitzen. Man musste die Fortsetzung der Disputation auf den folgenden Tag verschieben, und der Rector war gezwungen, dem Magister und Dichter mit allen Formen üblicher Ceremonie die Lehrstelle an der Universität sofort anzuweisen. In der That warf der wenn auch possirliche Auftritt für Glarean einen gewissen Ertrag ab und zwar nicht nur für den Augenblick, sondern auch für die Zukunft, wie wenigstens die zu Basel 1778 erschienenen *Athenæ Rauricæ* melden. Dieselben geben an, Glarean habe zu den eigentlichen Professoren der Philosophie gehört, und sagen, er habe öffentliche Vorlesungen über Poesie und Mathematik gehalten, ja habe es im Jahre 1526 sogar dazu gebracht, Dekan der philosophischen Fakultät zu werden. Ebenso geht aus mancherlei andern Andeutungen hervor, dass sich Glarean

in Basels Gelehrtenwelt eine Gasse gemacht hatte und man dort auch in den höhern Lehrkreisen anfang, seiner Tüchtigkeit und Thätigkeit mehr Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, womit freilich nicht gesagt sein soll, er habe sich in denselben einer allgemeinen Anerkennung oder mit denselben eines durchwegs kollegialischen Verhältnisses zu erfreuen gehabt, sowie denn auch die ökonomische Seite seiner akademischen Stellung jedenfalls nicht bedeutend war.

Eine ähnliche drollige Scene wie an der Universität führte Glarean zu der gleichen Zeit in seinem Hause vor Italienern auf. Sie kamen nach Basel und liessen bei Glarean anfragen, ob sie ihn sehen dürften. Ja, am folgenden Morgen, lautete Glareans Bescheid. Sie erschienen und wurden angewiesen, in ein ausgeschmücktes Zimmer zu treten. Hier stand Glarean prächtig gekleidet, den Lorbeerkrantz auf dem Haupte und den Goldring am Finger. Er that als ob die Italiener nicht da wären, und schenkte ihnen nicht die mindeste Aufmerksamkeit. Verdriesslich gingen sie fort und beschwerten sich bei Glareans Schülern, wie hoffärtig ihr Lehrer sie behandelt habe. Glarean vernahm diess und liess ihnen sagen, sie hätten ja nur gewünscht, ihn zu sehen, und das sei ihnen gewährt worden. Davon, dass sie ihn auch sprechen wollten, hätten sie nichts gesagt. Sollte auch diess ihr Verlangen sein, so sei er dazu sogleich bereit. Die Italiener erklärten dem Diener, natürlich sei diess ihr Begehren. Nun begab sich Glarean zu ihnen in den Gasthof und unterhielt sich mit ihnen den ganzen Tag bald in Witz, bald in Wissenschaft so trefflich, dass sie das Aergerniss des vorigen Tages ganz vergassen und im Entzücken über Glarean von Basel schieden.

In einem derartigen Gebahren Glareans trat allerdings seine Idealität verkehrt, gleichsam im Narrenkostüm auf, wie denn auch Rudolf Gwalter von ihm desshalb sagte, er sei der gelehrteste unter allen Narren, *doctissimus omnium stultorum*. Da hatte der Aberwitz die Oberhand. Dass ihm aber auch der ächte Witz, der seine Salzkörner auswirft, zu Gebote stand, das hat Glarean mit manchem triftigen Wort, zuweilen im derben Wurf oder Schuss gezeigt. Einmal fragte ihn jemand, wie er lebe. Wie ein Fürst, erwiederte Glarean lachend, ich esse und trinke gut und habe viele Schulden. Ein anderer wollte ihn nöthigen zu trinken. Für wen hält du mich? fragte ihn Glarean. Für einen tüchtigen und gelehrten Mann.

Nun so lass mich nicht vor meinem Hund zu Schanden werden, der nur so viel trinkt als ihn dürstet.

Einen anmuthigen Auftritt spielte er auch mit dem Magister Philipp Schlauraff durch. In Köln hatte sich Glarean, wie wir schon gesehen, auf die Seite Reuchlins gestellt und sich daher auch in jenen Bund eingereiht, den die Humanisten gegen die Obscuranten geschlossen hatten. Von diesem Bunde wurde jene oben berührte Spottschrift ausgearbeitet unter dem Titel: *Epistolæ obscurorum virorum*, zu deutsch: Briefe der Dunkelmänner, ein höchst gelungenes Gemälde des ganzen Obscurantismus, voll des beissendsten Sarkasmus. Darin sind alle Charakterzüge und Lebensbilder der Gegner, der Obscuranten, zu einer täuschenden Carrikatur zusammengestellt. Die plumpe Dummdreistigkeit der Bettelmönche, ihr verketzerndes Zetergeschrei über die Humanisten, ihr Kloster- und Küchenlatein und dazu ihre gemeine Sittenlosigkeit, diess alles ist in den Briefen so lebensgetreu nachgemacht, dass Bettelmönche anfänglich sich selbst blenden liessen und glaubten, die Briefe seien wirklich von ihren Ordensbrüdern in Köln verfasst, und dass diese Bettelmönche es als Ordenspflicht ansahen, die Episteln im Volke zu verbreiten. In diesen Briefen wird nun auch Glarean aufgeführt und ist eben sein Rendezvous mit dem Doktor Schlauraff zu Basel geschildert. Er sei, erzählt der Doktor selbst darin, durch Deutschland gereist und nach Basel gekommen, wo er im Hause des Frobenius eine Anzahl heillosen Ketzer, *multi pravi haeretici*, getroffen habe. Darunter sei auch Glarean gewesen. Aber da sei es ihm übel ergangen. Dieser Glarean habe ihn sofort gepackt. Er, Schlauraff, habe ihn gebeten und bei seinem Lorbeer, den er als *poeta laureatus* trage, geschworen, er möchte es gnädig mit ihm machen. Allein alles umsonst. Glarean habe ihn durchgeprügelt und die Stiege hinuntergeworfen, *percutiens in dorsum projiciens deorsum*, lauten des Doktors Worte. Die Scene hat übrigens neben ihrer spasshaften Seite für uns noch eine andere wichtigere. Sie bietet uns den Beweis, dass Glarean mit dem Obscurantismus und der ganzen Richtung, die darin vertreten war, vollständig gebrochen hatte und sogar einen eigentlichen Aerger dagegen im Herzen trug. Er hat diesen Aerger nicht nur auf dem Rücken Schlauraffs demonstriert, sondern hat bei manchem andern Anlass, wo er konnte, wenn auch nicht gerade die Faust, doch die Feder gerührt, um Mönchswesen, Scholastik und Sophistik zu zeichnen. Das hat er bald nach

der schlauraffischen Geschichte in jenem Briefe an Erasmus gethan, worin er diesem Gelehrten seine höchste Ergebung erklärt und sich dabei bitter über die Sophisten zu Basel, nämlich die dortigen Professoren beklagt. Sie suchten ihn, schreibt Glarean, überall zu verdrängen, sie hätten seine Anschläge von den Kirchthüren abgerissen und ihm verboten, öffentliche Vorträge aus dem römischen Philosophen Seneca zu halten. Er achte aber darauf nicht und fahre mit seinen Vorträgen fort. Wenn es diesen Leuten nur nicht gelinge, den Theologen Berus in ihr Netz zu ziehen. Das ist jener Ludwig Bär, unter dessen Rektorate Glarean die Universität als Dozent angetreten hatte. Denn Bär, bemerkt Glarean, habe sich bisher von allen diesen Streitigkeiten ziemlich fern gehalten und ihm so die Hoffnung gewährt, mit ihm eine Stütze, ein Steuer hinaus in eine bessere Zukunft zu bekommen. So oft Glarean solche Rede führt und solche Stellung nimmt, treibt es uns immer wieder zu der Frage, warum doch Glarean nicht zu dem Entschluss gelangen konnte, sich als wohlbewaffneter Streiter in den heiligen Kampf seiner Zeit zu stellen, einen Kampf, der ja eben ganz den nämlichen Feinden galt und ganz dasselbe Ziel hatte, Mönchswesen, Scholastik und Sophistik mit ihrem gewundenen Zug falscher Ueberzeugung, falscher Lehre und falscher Sitte mitten aus dem Herzen der Christenheit zu verdrängen, wo sie unglücklicher Weise so lange ihre verderbliche Herrschaft behauptet hatten. Zudem gab es noch so manche andere Punkte, auf denen Glarean mit der Reformation zusammentraf. So schrieb er nicht lange nach der *Helvetiæ Descriptio* ein Büchlein über die Musik, *Isagoge in Musicen*, als eine musikalische Propädeutik oder Einleitung. Im Vorworte, geschrieben am 15. Mai 1516, äussert Glarean über die Musik ganz ähnliche Gedanken wie Luther, es sei traurig, wie sehr die rechte Musik im Verfall liege, man müsse ihr wieder aufhelfen, sie sei geradezu eine göttliche Führerin der Menschen. Er seinerseits werde alles thun, um ihr Glanz und Geltung, so wie sie ihr gebühren, unter seinen Zeitgenossen zu verschaffen. Wir werden später noch einmal auf die Bedeutsamkeit zurückgeführt werden, welche sich Glarean auf dem musikalischen Gebiet errungen hat, ein Verdienst, welches wir keineswegs zu den geringen Stücken seiner Bildung und bildenden Thätigkeit zu rechnen haben. Er veröffentlicht in dieser Zeit, da die *Isagoge* erschien, noch einige andere Werke, nämlich zwei Bücher Elegien, eine Sammlung seiner kleinen Gedichte, die er seinem

Freunde Zwingli widmet und die er theils Lobgedichte preiswürdiger Männer, theils Lehrgedichte hoffnungsvoller Jünglinge nennt. Ebenfalls im Jahre 1516 übergibt er eine andere kleine Schrift dem Drucke, in welcher er die gewöhnlichen Regeln der lateinischen Metrik zusammenstellt und als Anhang daran die poetischen Figuren behandelt. Die Schrift ist einem Schüler Johannes Argolbius bestimmt, und man meint, es sei diess der spätere Bischof von Augsburg, Johann Argolph gewesen.

Schon im Frühling 1515 hatte Glarean den Weg nach Italien gemacht, um sich in Pavia zu erkundigen, wie es sich mit dem Stipendium verhalte, das ihm die Tagsatzung, soviel wir gehört haben, ausgewirkt hatte oder haben sollte. Er kehrte aber bald wieder nach Basel zurück und aus einem später an seinen Freund Mykonius gerichteten Brief lässt sich entnehmen, dass es mit diesem italienischen Stipendium nicht die volle Richtigkeit hatte. Dafür lenkte er nun sein Augenmerk nach Paris und man eröffnete ihm die Aussicht, da das ihm zugesprochene Stipendium des Herzogs von Mailand nicht gehörig entrichtet worden sei, werde man für ihn ein anderes bei dem König von Frankreich nachsuchen. Wiederum war es die Tagsatzung, welche sich für Glarean, den sie noch immer in gutem Angedenken trug, um ein königliches Stipendium angelegentlich verwendete. Von Erasmus war ein vorzügliches Empfehlungsschreiben über Glareans ganze Persönlichkeit an den Erzbischof von Paris, Stephan Poncher, abgegangen, der als grosser Freund und Gönner, als wahrer Mäcenas der Gelehrten galt und immer darauf bedacht war, von allen Seiten Männer der Wissenschaft und Bildung als die leuchtenden Sterne des Zeitalters nach Paris zu ziehen und dadurch die französische Hauptstadt selbst in einen verherrlichenden Glanz zu setzen. An diesen Erzbischof Poncher schrieb Erasmus von Antwerpen aus unter dem 14. Februar 1517, Glarean, sein Hausfreund zu Basel, sei ein geborner Schweizer, sei in den schönen Wissenschaften, die er zu Köln und zu Basel mit dem grössten Beifall gelehrt, wohlgebildet und sei Meister der sogen. sieben Künste, nicht dem Titel und Scheine nach, wie es bei so vielen vorkomme, sondern in gründlicher und vollständiger Weise. In der Sophistik, das heisst in der Philosophie, wie sie eben damals gehandhabt wurde, und in der Theologie sei er sehr geübt, suche aber in diesen Wissenschaften tiefern Grund der Wahrheit und sehe sich da-

her in stetem Kampfe mit den falschen Lehrern derselben, mit den blossen Marktschreiern, mit jenen Sophisten, die des Tages Stunden an tolle Spitzfindigkeiten und inhaltsleere Disputationen verschwenden, und ebenso mit jenen Theologen, die ihre Schulen mit einem endlosen Gezänke über sehr untheologische Dinge erfüllen, was zu ächt frommer Gesinnung und Herzensbildung gar nicht gehöre. Darum habe sich Glarean an keine theologische Schule angeschlossen, sondern schöpfte die Kenntniss von Christus aus den ächten Quellen selbst und habe nun auch das Studium der griechischen Sprache tüchtig getrieben. In andern Wissenschaften, in Geschichte, Geographie, Musik und mathematischen Fächern besitze er eine Stärke wie kaum ein anderer. Als Dichter sei er von Köln her und in seinem Vaterlande Schweiz wohl bekannt. Was Tugend und Sittlichkeit anbetreffe, stehe Glarean unantastbar da, als ein vollgültiges Muster, wie es bei jungen Leuten seiner Art und Klasse selten zu finden sei. Er verabscheue von ganzem Herzen alles unsittliche Treiben und sogar sein Ohr könne nur schon ein anstössiges Wort nicht leiden. Abhorret, sagt Erasmus, a computationibus istis temulentis, abhorret ab alea, a turpiloquio, a scortis, ita ut harum rerum ne mentionem quidem ferre possit. Im Umgang sei er ausserordentlich gesellig und gefällig, ferne von Rechthaberei, Eigendünkel und Hochmuth. Zudem sei Glarean von nichts und von niemand abhängig. Er sei kein Sklave seiner Begierden, kein Jäger nach Geld, kein Schmeichler der Reichen, kein Unterthan einer Frau, denn er habe keine. Ebenso wenig habe er sich gegen einen religiösen Bund oder Verein verbindlich gemacht. — Mit einem derartigen Geleits- und Schutzbrief aus der Hand eines der ersten Gelehrten Europas war für Glarean die Strasse nach Paris geebnet, und als er dort im Mai 1517 ankam, fand er denn auch die günstigste Aufnahme. Das mit so vielen Perlen besetzte Schreiben seines väterlichen Gönners kam ihm nachher zu Gesicht, und nachdem er es gelesen, sagte Glarean, was uns der schönste Zug an der ganzen Sache wird, Erasmus habe in diesem Briefe nicht sagen wollen, wie er, Glarean, schon sei, sondern nur, wie er werden müsse, und nun wolle er sich auch alle Mühe geben, ganz so zu werden, wie der Brief ihn schildere.

Aus dieser Zeit ist auch noch ein anderer Brief der schweizerischen Tagsatzung vorhanden, der von derselben in angelegent-

licher Verwendung für Glarean an den König von Frankreich, Franz I., gerichtet wurde. Es handelte sich nämlich zu Paris um die Wiederbesetzung einer Lehrstelle der Poesie am Gymnasium, und Glarean wäre gern, wie der Brief angibt, an dieselbe getreten. Der Brief ist im Namen der eidgenössischen Tagsatzungsgesandten von Bern aus geschrieben und dort im eidgenössischen Abschiede vom 9. Februar 1519 protokolliert. Er ist datirt vom 14. März 1519. Da er einige in gewissem Sinne bedeutsame Stellen enthält, wollen wir nicht unterlassen, dieselben aus dem uns von Bern gütig mitgetheilten Original hier beizusetzen. Als Aufschrift trägt der Brief die Anrede an Frankreichs König im überschwänglichen Styl jener und übrigens mancher andern Zeit, mit den Worten: *Christianissimo et inclutissimo principi et domino domino Francisco Francorum regi*, mit dem bemerkenswerthen Zusatze: dem uns huldvollsten Fürsten, *heroi nobis gratiosissimo*. Sie hören, schreiben sie von Bern, dass der Dichter, der am Gymnasium zu Paris Unterricht erteilt, gestorben sei und nun der Dichter Glarean an dessen Stelle gesetzt zu werden wünsche. Da sie ihrem Landsmann bestmöglich gefällig sein und ihm ein freundliches Geschick bereiten möchten, *illum ipsum omni favore prosequi et ut fortuna sibi arrideat*, so lassen sie ihn der königlichen Majestät empfohlen sein und bitten sehr, ihm Stelle und Verrichtungen des verstorbenen Vorgängers zu übergeben, ihm aber dazu auch den aus dem Amtsdienst erwachsenden Ertrag und Gewinn zu lassen, ohne einen Abbruch an der ihm schon lange gewährten Unterstützung zu machen, *absque defalcatione provisionis sibi jamdudum factae*. Denn Glarean, fährt der Brief der Tagsatzung fort, hat von uns den Auftrag, unsers Landes Schüler und junge Leute zu leiten, zu lehren und in das Studium der Wissenschaft tüchtig einzuführen, *commissionem habet, nostrates scolares et adalescentes ut dirigat, doceat et studio literarum abundare faciat*. Daher ist es uns in hohem Grade erwünscht, wenn ihm irgend eine Unterstützung, Huld und Wohlwollen geschenkt wird. Diese beiden letzten Bemerkungen, es möchte Glareans bisheriges Stipendium um nichts verringert werden, und Glarean sei gewissermassen im Auftrag der Tagsatzung zu Paris, schweizerische Jünglinge dort recht zu bilden, sind in mehrfachem Sinne sehr beachtenswerth. Wir werden nämlich bald sehen, dass man von französischer Seite darauf ausging, Glarean zu

bewegen, er möchte den Lehrstuhl der Poesie übernehmen, aber unter der Bedingung, dass er theils seine Burse, sein schweizerisches Lehr- und Erziehungsinstitut aufgebe, theils auf das von der Schweiz aus betriebene königliche Stipendium verzichte. Aber Glarean war weder für den einen noch den andern Punkt günstig zu stimmen. Um einen solchen Preis wollte er von dem poetischen Lehrstuhl, so erwünscht ihm derselbe sonst sein mochte, durchaus nichts wissen, und es ist nicht zu bezweifeln, dass die Tagsatzung ganz und gar in seinem Sinne, vielleicht von ihm veranlasst, geschrieben hat, wenn sie dem König zur Berücksichtigung so nachdrücklich beides empfahl, dem Landsmann Glarean möchte weder Burse noch Stipendium zu Paris beeinträchtigt oder entzogen werden, da er im Dienste seines Vaterlandes stehe und arbeite. Der Brief ist unterzeichnet: *Magnæ ligæ Alamanniæ superioris oratores hac tempestate in urbe Bernensi congregati*, wozu jedoch bemerkt werden muss, dass die eidgenössischen Boten im damaligen Zeitpunkt nicht zu Bern, sondern zu Zürich tagten und diese Unterschrift wahrscheinlich vom Standpunkt der Kanzlei aus hingestellt wurde.

Nach Paris waren ihm die meisten Zöglinge, die er zu Basel hatte, nachgezogen. Mit ihnen richtete sich Glarean zu Paris wieder vollständig so ein, wie er es zu Basel und Köln gethan. Er machte wieder seine Burse zurecht, miethete dazu ein Haus und zwar, wie er an Mykonius schreibt, ein sehr hübsches, ein *domus pulcherrima*, mit einem Gärtchen und Hofräumen, und nun war er wieder der Lehrer unter seinen Schülern, der Vater unter seiner Familie, der geliebte Führer auf die freien Höhen klassischer Bildung unter einer durch ihn und für ihn begeisterten Jugend. Es war ein glücklicher Griff von Glarean, dass er zu Paris, mitten unter den Galliern, sofort anfang, den *Cäsar de bello gallico* zu lesen, was von Anfang an die Blicke der Franzosen auf ihn zog. Hernach nahm er dann noch andere lateinische Klassiker, besonders den Livius, an die Hand und wagte sich mit seinen Schülern sogar in den Homer hinein, in den er sich freilich selbst erst von einem Griechen, Johannes Lascaris aus Creta, hatte gründlich einführen lassen. Die pariser Burse Glareans erwarb sich einen steigenden Ruf. Sie galt in Philologie, in grammatischer Bildung, in den schönen und andern Wissenschaften als eine der besten und lockte Schweizerjünglinge aus allen Kantonen nach Paris. Allerdings wurde

dadurch Glareans letzte Kraft und letzte Stunde so in Anspruch genommen, dass von einer schriftstellerischen Thätigkeit, wenigstens vor der Hand, keine Rede mehr sein konnte. Darum trat denn auch aus seiner Feder nichts namhaftes zu Tage als die Legende von Felix und Regula, die er unter dem Titel: *Divorum Felicis, Regulæ et Exuperantii agon* herausgab und dem Propst des Chorherrenstiftes zu Zürich, Felix Frei, widmete. Es war eben nicht bloss der Unterricht, sondern auch die Erziehung, was bei der grossen Zahl und der verschiedenen Natur der Zöglinge seine ungetheilte Thätigkeit und Hingebung erforderte, und wie gewissenhaft es Glarean auch in dieser Beziehung genommen hat, liegt uns in manchem Beweiss vor den Augen. In Paris war diese Aufmerksamkeit und Wachsamkeit von Seite eines Lehrers noch weit nöthiger als anderswo. Die Zöglinge hatten hier eine gefährlichere Umgebung und in derselben bei dem französischen Naturell häufiger Anlass, in Verlockungen mancherlei Art zu gerathen. Zu seinem tiefsten Leid musste diess Glarean bald genugsam erfahren. Am 1. Mai 1519 hatten zwei seiner Zöglinge zwei Franzosen umgebracht, vermuthlich im Duell, was ihm bittere Tage bereitete. Ebenso hatte er im eigenen Hause eine Art Empörung wider ihn selbst, indem einige Zöglinge den Versuch machten, sich in der Bursa als bursarii, als Burschen nach akademischem Sinn und Styl zu betragen. Als Glarean gegen ihren jugendlichen Muthwillen einschritt, hielten sie ihm entgegen, Vadian und Zwingli hätten ein freies Leben auf Hochschulen für erlaubt gehalten und hätten es auch selbst so gemacht. In einer etwas raschen Aufwallung erwiederte Glarean, er achte durchaus nicht auf das, was Vadian und Zwingli in diesen Dingen sagen, er habe seine eigene Ueberzeugung und folge nur dieser. Nachher besann er sich darüber und trug die Sache in einem Briefe Zwingli selber vor, um ihn und durch ihn Vadian zu berichten, in welchem Sinne er sich so geäussert habe und dass er ferne davon sei, zu Missdeutungen oder Missstimmungen veranlassen und sein gutes Verhältniss zu den beiden Männern trüben zu wollen. Er duldete eben, was doch nur zu rühmen ist, in seiner grossen Haushaltung von gar ungleichen Jünglingen, die ihm ja sämmtlich mit Leib und Seele übergeben waren, nur kein ungeregeltes Wesen und kein zuchtloses Betragen. Sonst kennen wir seine Anstalt und den Geist, der sie durchwehte, wie freundlich und human Glarean

darin waltete, wie er seine Bursa zu einem kleinen Volksbund gestaltete, ihr die Eintheilung und Einrichtung des römischen Staates und Senates gab und in gemüthlicher Weise selber den Konsul unter den Senatoren machte, was er gerade von Paris aus so gern im gefälligen Styl nach der Heimath berichtete. In einem Briefe vom 1. September 1520 zählt er die Senatoren auf, freut sich von Herzen, so wackere Jünglinge um sich zu haben und nennt darunter auch einen Gallati, der Aedilis curulis (Oberbaumeister) sei, nicht deshalb, fügt Glarean scherzhaft bei, weil es jetzt der Respublica, wie er seine Bursa betitelt, an Tempeln oder Häusern gebreche, sondern weil er den Näfelsern, Nephelinis, gegen die Molliser, Mullenses, den Rath zu ertheilen habe, sie sollen eine Kirche bauen. Von Heer (Joh. Heer) sagt Glarean, er habe in der Respublica kein besonderes Amt, er studire Lateinisch, Griechisch, Französisch mit grossem Fleiss, *mutare religionem cavit*, wird noch bemerkt, *herus est et heriliter imperat!* Alles was im Hause vorgeht, wird aufgenommen und gemeldet im Namen von *Senatus populusque romanus*. In diesem Namen schreibt Glarean die Grüsse an die Freunde, theilt Anordnungen und Beschlüsse dieses römischen Senates und Volkes an Bekannte mit u. s. w. Kurz, er lebt mit diesem jungen Freistaat so traut verbündet und ist demselben so unbedingt hingegeben, dass nichts ihn davon wegzulocken vermöchte, weder eine Widerwärtigkeit mit ihrem Aerger, noch das Anerbieten anderer Stellen mit weit grösseren Vortheilen. Wir bekommen darüber abermalige Beweise in folgenden Vorgängen. Noch nicht ein Jahr hatte Glarean zu Paris verlebt, so starb sein Vater und er musste, um die Erbschaft zu bereinigen, im Frühjahr 1518 nach Mollis reisen. Während seiner Abwesenheit ging es in der Bursa wieder unordentlich zu und drei Zöglinge traten aus. Als Glarean zurückkehrte, schmerzte es ihn freilich sehr. Aber der Schmerz wurde rasch von einem neuen Muth überwunden, mit dem er unter die Zöglinge trat und die etwas gelösten Zügel wieder kräftig in die Hand nahm. Die Burse büsste nach innen, in der geistigen Spannung und Stärke, und nach aussen, in Ansehen und Ruf nichts ein und hatte die Freude, für die drei ausgetretenen Zöglinge sogleich wieder drei andere eintreten zu sehen. Eine zweite noch grössere Versuchung, sein Institut und seine Jugend zu verlassen, kam von französischer Seite. Die Franzosen erschienen bei ihm und machten

ihm in französischer Art unter reichlichen Komplimenten, mit üppi-
gen Farben den Vorschlag, er soll ihnen öffentliche Vorlesungen
halten und Professor der Poesie werden. Dagegen sollte er seine
Bildungsanstalt für junge Schweizer schliessen und daher denn auch
sein schweizerisches Stipendium preisgeben. Es sei doch, thaten
sie ihm breit und beredt dar, eine viel grössere Ehre für ihn, unter
einem so hohen Namen in Gunst und Glanz an der königlichen
Universität zu lehren und er habe die Bahn, seine Gaben leuchten
zu lassen, noch viel weiter nach allen Richtungen unter den Hän-
den und Füßen. Allein Glarean wies die ganze Sache im entschie-
densten Tone von sich. Er erwiederte den französischen Antrag-
stellern, seine Anstalt und seine Landsleute seien ihm zu lieb als
dass er sie an irgend etwas vertauschen könnte, er gebe weder
das eine noch das andere hin, um keinen Preis, sei der Preis Geld
oder Ehre. Die Ehre und die Freude, die er jetzt in seinem Haus
und Beruf der Jugendbildung geniesse, gelten ihm weit kostbarer
als diejenigen, welche sie ihm anböten. Als die Franzosen eine
solche Sprache von ihm zu hören bekamen, sahen sie ihre hoch ge-
spannten Erwartungen wie Wasser zerrinnen und standen völlig
verblüfft da. Glarean liess sie stehen und ging, einen horazischen
Vers trillernd, seines Weges fort. Er hat später zu der Geschichte
hie und da eine Bemerkung gemacht, die errathen lässt, er habe
das Gefühl davon getragen, die Franzosen wissen sehr gut den
lockenden Schein und die einnehmende Phrase zu handhaben, be-
sitzen aber geringern Gehalt an Aufrichtigkeit und Zuverlässigkeit.
Er hat sich denn auch in französische Gesellschaft gelehrter und
anderer Art nie sonderlich eingelassen. Die wenigen Freunde, de-
nen er den Umgang widmete, waren Budäus (de Bude) ein be-
rühmter Jurist und Philolog, dann der königliche Leibarzt Wilhelm
Copus, der Dichter Faustus Andrelinus, und besonders Jakob Faber
Stapulensis (le Fèvre d'Estaples), eine vorzüglicher Theologe und
Philologe, der den Muth gehabt, die Vulgata einer Kritik zu unter-
werfen, und der zuletzt in Folge gründlicherer Studien eine wort-
und wahrheitsgetreuere, zudem freimüthigere Uebersetzung der Bibel
zu Stande brachte. Mit diesem Gelehrten trat Glarean in ein un-
gemein herzliches Verhältniss ein. Die beiden verbrachten, wie
Glarean lieblich schildert, viele trauliche Stunden mit einander in
angenehmster Unterhaltung, die in buntem Gemisch alle möglichen

Dinge vorführte. Sie sangen und spielten zusammen, sie lachten demokritisch über die Thorheiten und Träume der Welt, und disputirten wieder ernstlich über allerlei wissenschaftliche Fragen. Mit andern Vertretern oder Klassen der Gelehrsamkeit knüpfte Glarean keine Verbindungen an, und namentlich hielt er sich von jenen Sophisten ferne, mit denen er schon zu Köln und noch mehr zu Basel in's Gedränge gekommen und die unter den pariser Professoren noch in weit grösserer Menge und hässlicherer Figur zu treffen waren. Von ihnen hatte Glarean schon in den ersten Tagen nach seiner Ankunft einen abstossenden Eindruck bekommen. An der Sorbonne hatte eben eine jener Disputationen Statt, bei denen ein nur gewöhnlicher aber gesunder Menschenverstand jedes Mal, fragen musste, ob solche Dinge unter gescheidten, geschweige gelehrten Männern möglich seien. Der gewaltige Streit selbiger Disputation drehte sich um die Frage, was das für eine Frucht gewesen sei, von welcher Adam im Paradies gegessen und an der er zum Falle gekommen, ob ein Apfel oder eine Birne. Das eine Mal, schrieb Glarean darüber an Erasmus, brach ein unbändiges Beifallklatschen los, das andere Mal machte sich ein wilder Aerger Luft und wurde masslos gegen den armen Adam losgezogen, dass er überhaupt von der Frucht genascht und uns alle unglücklich gemacht habe. Kurz, es kam Glarean vor, er sitze im Theater des Pompejus und höre einer lärmenden Komödie zu. Wie begreiflich, dass Glarean von dem faden Wortspiel gedankenloser Scholastik ein widriges Bild davonzug und nie wieder Lust bekam, einer Disputation an der Sorbonne beizuwohnen. Dagegen zog es ihn immer mächtig da an, wo es um tiefere Ideen und ächte Wissenschaft ging. Er war gerade um diese Zeit an Schriften gerathen, die ihn mit ihrem Geist und ihrer Sprache in hohem Grade zu fesseln und bis zur Bewunderung fortzureissen vermochten, das waren die Schriften des im Jahre 1456 verstorbenen Laurentius Valla. Dieser Römer hatte über den Grundtext des neuen Testaments Erklärungen im elegantesten Latein geschrieben und eine für die damalige Zeit erstaunliche Kühnheit verrathen, die gerade mitten im Herzen der abendländischen Christenheit, am Hauptsitz der lateinischen Orthodoxie, zu Rom selbst ein gefährliches Wagniss heissen musste. Er griff aus der Kirchengeschichte zweifelhafte Probleme heraus und löste sie in ihre Unhaltbarkeit auf. Das versuchte er mit der Do-

natio Constantini, mit der Schenkung jenes Landstückes aus der Hand Constantins an den Stuhl Petri. Er legte sie dar als eine res ementita und schrieb es in offenen Worten, dieser erste unglückselige Akt zum weltlichen Besitz und zur weltlichen Macht des Papstthums gehöre zu den Fabeln, die im Interesse der Päpste und ihrer Kirche erdichtet und mit dem blendenden Schein historischer Thatsachen umhüllt worden seien. Nicht anders, sagt Valla, verhalte es sich mit den 12 Artikeln des apostolischen Symbolums. Von diesen Artikeln sei, weil es gerade 12 seien, jedem der 12 Apostel einer in den Mund gelegt worden. Petrus, hiess es, habe den ersten Artikel gegeben: ich glaube an Gott, den allmächtigen Vater. Johannes setzte hinzu: Schöpfer Himmels und der Erde. Jakobus: und an Jesum Christum, seinen einzigen Sohn, unsern Herrn u. s. w. In Wahrheit aber, erklärte Valla, sei das ganze Symbolum von Rom ausgegangen und in die gegenwärtige mit der römischen Lehre harmonirende Fassung gebracht worden. In Vallas Schriften las sich nun Glarean mit einem wahren Feuer hinein und war, je weiter er darin vordrang, ganz überrascht, was für Schätze an Wahrheit und Wissenschaft hier liegen, die andere geplündert und für ihre eigene Weisheit ausgegeben hätten, indem sie diesem hochdenkenden und sprachgewandtem Römer zugehörten. Es ist dabei wieder nur das Eine schade, dass Glarean an der Schwelle, an der aufgeschlossenen Thüre stehen bleibt und den reformatorischen Schritt in das innere Heiligthum nicht zu thun vermag. Er macht es, wie es die Humanisten, besonders die italienischen alle, mit Valla gemacht haben, er preist den lateinischen Styl mit seiner klassischen Schönheit und Reinheit, so dass Valla neben einem Livius und Cicero Platz zu nehmen würdig sei, aber in die von Valla gezogenen Furchen der freien Forschung und richtigen Erkenntniss setze man den Fuss nicht ein. Die blosse Sprachform wird hochgestellt, aber die gewaltigen Ideen, die in der Form wie der goldene Kern in der silbernen Schale liegen, überlässt man andern Zeiten, andern Menschen. Wir zweifeln zwar nicht daran, dass Glarean bei Valla noch etwas weiter, etwas über den blossen Klang der schönen Worte und Sätze hinaus gekommen ist, dass er sich von ihm in die nämliche Gedankenwelt hat hinübertragen lassen und dass die ausserordentliche Bewunderung und Begeisterung, von der Glarean ergriffen ist, noch einen tiefern Grund als die sprach-

liche Form hat. Aber wir gelangen auch hier, wie später noch mehr, zu der Wahrnehmung, Glarean vermag es, so sehr er den Geist des Widerspruchs gegen die Fälschung der Wahrheit in sich verspürt, doch nicht über sich, mit den alten Formen und Traditionen der Kirche vollständig und im offenen Bekenntnisswort zu brechen.

Es tritt bei Glarean überhaupt von Zeit zu Zeit der Mangel an innerer Festigkeit hervor, was ihm manche Trübung des Lebens bringt. Seine Stimmungen und Gesinnungen gerathen leicht in Schwankung und eben sie verschulden es, dass sich seine guten Beziehungen zu andern Menschen und sogar zu seinen Freunden lockern und lösen. Wir konnten, als wir jenen von Gunst überquillenden Empfehlungsbrief des Erasmus für Glarean lasen, uns kaum denken, dass sein Verhältniss zu diesem väterlichen Gönner sich je verunstalten würde. Und doch ist es nicht gar lange darauf geschehen, freilich auch nicht ohne Veranlassung von Seiten des Erasmus. Schon zu wiederholten Malen hatte der letztere bei Glarean mit Bitten angesetzt, Glarean möchte nach Löwen kommen und eine Stelle dort, in der täglichen Nähe des Erasmus annehmen. Zugleich zeigte ihm Erasmus an, er werde eine Schrift herausgeben, das Lob der Ehe, und in diese Schrift wolle er einen Aufsatz Glareans über Todesverachtung einschliessen. Nun erschien die Schrift des Erasmus, aber Glareans Aufsatz war nicht darin, statt dessen ein Brief von Erasmus selbst. Das versetzte Glarean in eine höchst gereizte Stimmung, es entfielen ihm bittere Aeusserungen über Erasmus. Er hat, schrieb Glarean an Mykonius, meine Arbeit weggeschnitten, und meint wohl, auch meinen Namen wegschneiden zu können. Allein Erasmus könnte sich doch täuschen. Sein Namen mag gross sein, so gross ist er immerhin nicht, dass er den meinen auszulöschen vermöchte. Erasmus erlaube sich, bemerkt Glarean, gegen ihn noch viele andere Dinge, aber er wolle die Augen zudrücken und nicht Böses mit Bösem vergelten. An der ganzen Sache ist es ein ziemliches Stück Eitelkeit und Ehrgeiz, was auf beiden Seiten spielt und zur Trübung des guten Verhältnisses führt. Doch hätte sich dieser Schattenstrich zwischen den beiden Freunden gewiss wieder verwischen lassen; aber nun fiel eine zweite Störung darein und zwar von solcher Art, dass die gegenseitige Freundschaft für lange gebrochen war und sogar nie mehr, wenn auch Zeiten

freundlicher Annäherung wiederkehrten, zu ihrer frühern Herzlichkeit gelangte. Dabei konnte Glarean neuerdings die Erfahrung machen, es sei wahr, was man oft sagen hörte, Freundschaft sei bei Erasmus nicht eine Sache des uneigennütigen Herzens, sondern des berechnenden Verstandes, Erasmus könne einen Freund nie über sich, höchstens neben sich, am liebsten unter sich haben und er gebe den Freund sogleich preis, wo er sich auf Kosten desselben in einen Vorrang zu setzen Anlass bekomme. Die Geschichte, deren wir schon einmal Erwähnung gethan, ist interessant, und hat sie sich zugetragen, wie sie erzählt wird, so hat sie gerade für Glarean selbst keine geringe Bedeutung und verschafft ihm in der gelehrten Welt eine vorzügliche Note. Es ist die berühmte Geschichte des Itacismus und verhält es sich damit folgendermassen. Schon im Mai 1519 hatte Glarean von Paris aus an Zwingli eine geschriebene Abhandlung über die Aussprache des Griechischen gesandt und im begleitenden Brief dazu bemerkt, diese Abhandlung habe gelehrten Männern wohl gefallen. Er sei da mit einem Gegenstande beschäftigt, von dem er sich zwar zur Stunde noch keine bestimmte Rechenschaft geben könne; aber er glaube, dass die Sache für das Studium der griechischen Sprache von Nutzen sein werde. Bald darauf entschloss sich Glarean, den fortwährenden Einladungen des Erasmus zu entsprechen und einmal einen Besuch bei ihm in Löwen zu machen. Als er hier ankam, wurde er von Erasmus zu Tische gezogen im Collegium, und was nun in diesem Tischgespräche vorgekommen, berichtet uns ein Augen- und Ohrenzeuge, der mit am Tische sass. Das ist Rutger Rusch, Professor der griechischen Sprache zu Löwen, der mit Erasmus im Pädagogium wohnte und dessen untern Stock hatte, während Erasmus den obern einnahm. Jedermann, sagt nun Professor Rusch, und so auch Glarean habe gewusst, dass Erasmus sehr gern nach Neuigkeiten hasche und sich auch mitunter etwas aufbinden lasse. Sobald sich Glarean zu Tische gesetzt, habe ihn dann auch Erasmus ungesäumt gefragt, was er für Neuigkeiten von Paris bringe. Glarean, der sich, wie Rusch beifügt, hierauf gefasst gemacht und auf dem Wege etwas ausgesonnen hatte, habe dem Erasmus sogleich aufgewartet und geantwortet, es seien wundersam gelehrte Griechen — *miraculum doctos* — nach Paris gekommen und hätten eine ganz andere Aussprache des Griechischen gebracht. Sie sprächen Eta für Ita, Beta für

Vita, ai für ä, oi für ö u. s. w. Das alles habe Erasmus rasch vom Munde Glareans weggenommen und sich hingesezt, seinen Dialog über die richtige Aussprache des Griechischen zu schreiben, eine Neuigkeit, die, wie er sich versprach, seinem Namen frischen Ruhm und Glanz zuführe. Nachher habe Erasmus erkannt, es sei hier ein Betrug im Spiele, habe selber diese von ihm öffentlich empfohlene Aussprache nie mehr gebraucht und auch keinem seiner Freunde gerathen, dieselbe anzunehmen. So weit berichtet Professor Rusch. Das wäre also die merkwürdige Veranlassung zu der doppelten Aussprache des Griechischen, die bis auf den heutigen Tag in unsern griechischen Grammatiken steht und auch in unsern Schulen zur Anwendung kommt. Es ist der Itacismus oder die neugriechische Aussprache, die in Deutschland hauptsächlich durch die schwer wiegende Autorität Reuchlins aufkam, und der Etacismus oder die altgriechische Aussprache, die sich seit diesem Gespräch an der Mittagstafel zu Löwen an den Namen Erasmus geknüpft hat. Die Art, wie Rusch es erzählt, hat einen etwas gemischten Styl und sieht ziemlich aus wie Wahrheit und Dichtung. Er schaltet ein, Glarean habe die Sache auf der Reise ausgesonnen, um den neugierigen Erasmus mit einem piquanten Stück bedienen zu können, und Rusch sagt diess als eigene Meinung, nicht in dem Sinne, als hätte es ihm Glarean so geoffenbart. Allein dass Glarean die Erzählung nicht als einen blossen Spass aus der eigenen Phantasie herausgesponnen, dass er sich mit dem Gegenstande in wissenschaftlicher Betrachtung ernstlich beschäftigt hat, geht schon aus jenen Mittheilungen hervor, die er darüber an Zwingli gemacht hat. Dass ferner geborne Griechen zu Paris waren, mit denen Glarean in wissenschaftlichem Verkehr stand, wissen wir zuverlässig. Es würde sich jetzt nur noch fragen, ob diese in der Gegenwart lebenden Griechen die neugriechische Aussprache, den Itacismus wirklich aufgegeben und die altgriechische, den Etacismus, gebraucht haben. Etwas dieser Art muss doch vorgekommen sein, sonst hätte Glarean die alte Lesemethode nicht so regelfest von sich aus der neuen damals allgemeinen entgegengesetzt, und ihm, als einem philologischen Kopf leuchtete es, wie er an Zwingli schrieb, als unzweifelhaft ein, der Etacismus habe die Stimme des Alterthums für sich und diene zur richtigen Leitung des griechischen Sprachstudiums. Das bedachte Erasmus zu wenig und machte daher so schnell wie-

der Wendung, so dass ihm diessmal seine philologische Spürnase zu früh stumpf ward und er den Ruhm nicht verdient, der mit dem Etacismus bis zur Stunde auf seinen Namen übertragen ist. Theilen wir diesen Ruhm demjenigen zu, dem er gebührt, und das ist unser Glarean. Der Itacismus hat in unsere griechischen Lektionen eine Verwirrung gebracht, er hat uns falsch griechisch lesen gelehrt und hat gerade so viel Berechtigung für sich, als wenn uns Jemand die Zumuthung macht, wir sollen von den jetzigen Italienern lateinisch lesen lernen. Die Aussprache der alten Griechen war ganz gewiss der Etacismus, d. h. die dem Buchstaben, dem jedesmaligen Zeichen des Lautes genau entsprechende Aussprache. Die alten Griechen waren zu logisch und zu ästhetisch als dass sie in den Unfug verfallen wären, in den unglücklicherweise die neuern Sprachen gerathen sind, nämlich allerlei Zeichen, einfache und zusammengesetzte, zu schreiben und ihnen ganz andere Laute zu geben als sie von Buchstabe zu Buchstabe genommen in sich tragen. Der Etacismus ist die Wahrheit, ihm gehört der Triumph der Wissenschaft und glücklicherweise sind auch unsere Schulen mehr und mehr auf dem Wege, ihm wieder Thor und Ohr und Mund aufzuschliessen. Für diese schöne Gabe des Etacismus gratuliren wir unserm Glarean und stehen nicht an, ihm in den Lorbeerkrantz, den er als Dichter und Gelehrter schon trägt, noch ein philologisches Ehrenblatt einzufügen.

Wir sind anderseits auch davon überzeugt, dass Glarean nicht die Absicht hatte, seinen hohen Freund und Gönner Erasmus zum Besten zu halten und ihm zu solchem Behuf ein Märchen aufzutischen. In solchem Sinne ist es ihm freilich von Erasmus und andern ausgelegt worden. Von der Stunde an, da Erasmus einen Betrug witterte, zog er sich von Glarean zurück und verhielt sich bei allen Angelegenheiten, wo es sich um Glarean handelte, ausserordentlich kalt gegen ihn, was allerdings Glarean auch gegen ihn that, so dass beide eine unheimliche Spannung und Spaltung auseinander hielt und zwischen ihnen nie wieder völlig gehoben worden ist. Und doch ist Erasmus die mächtige Gestalt geblieben, von deren beherrschenden Einflüssen Glarean nicht loskommen konnte und die ihren störenden Schatten auch in diejenigen Freundschaftsverhältnisse geworfen hat, die Glarean nach andern vertrauten Seiten hin unterhielt. Auf diesen Seiten erscheinen Mykonius und Zwingli, zwei

Freunde, zu denen sich Glarean in inniger Beziehung gewusst und die beide mit dem Feuer heiliger Wahrheit und Liebe für das Werk der Reformation gearbeitet haben. Was für einen herrlichen Briefwechsel hat Glarean mit beiden, mit Mykonius und Zwingli, geführt, was für eine Offenheit und Vertraulichkeit kommt in demselben zum Ausdruck, wie stimmen die Freunde in ihren Ideen und selbst in den Worten überein, dass wir ihre Herzen auf Zeit und Ewigkeit verbunden wähen! Und doch — was für einen Ausgang nimmt auch dieses Verhältniss Glareans mit Mykonius und Zwingli, wie kehren sich in räthselhafter Wendung die Dinge und wie befällt uns unwillkürlich eine gewisse Wehmuth, wenn das lieblich fortgewobene Band in einem dunkeln Hintergrunde plötzlich abbricht. Der treue Oswald Mykonius aus Luzern ist uns noch aus Rottweil als Mitschüler Glareans unter Rubellus im Gedächtniss. Als Glarean nach Basel kam, war Mykonius, der dort unter Erasmus studirt hatte, an einer Schule angestellt, und schnell hatten sich die beiden Jugendgenossen als innige Freunde wieder gefunden. Es fehlte, wie wir wissen, Glarean in Basel vom ersten Tage an nicht an Kämpfen, die zumeist von der Seite jener Sophisten entsprangen, und Mykonius stand mit seinem Glarean immer so mannhaft in jeden Kampf ein, dass ihn Glarean seinen Theseus nannte und den heroischen Beschützer in einem Gedichte feierte. Den vaterländischen Panegyrikus Glareans bereicherte, wie wir gesehen, Mykonius in der zweiten Auflage von 1519 mit einem trefflichen Kommentar voll vielseitiger Erklärungen, wodurch das Buch einen noch grössern Werth in den Händen der helvetischen Jugend erhielt und einen noch höhern Odem von Vaterlandsliebe und Freiheitsmuth in ihre Herzen hauchte. In demselben Jahre 1516, als Zwingli von Glarus nach Einsiedeln berufen wurde, folgte Mykonius einem Rufe nach Zürich als Lehrer an der Stiftsschule zum Fraumünster, und im Jahre 1519, als Zwingli nach Zürich gekommen war, einem Rufe nach Luzern, in seine Vaterstadt, ebenfalls an die dortige Stiftsschule. In allen diesen Jahren schreibt Glarean aus Paris an seinen Freund Briefe, die in ihrem Geiste wie in ihrer Sprache wahre Muster hoher Freundschaft und herzlichen Vertrauens sind. Was Glarean auf dem Herzen haben mag, alles schüttet er in diese Briefe aus, und Mykonius beantwortet sie mit den freundlichsten Tröstungen und Ermunterungen. Wie glücklich doch, sagt Glarean, Mykonius an der Seite seiner

Gattin sei, die im Adel ihrer Gesinnung und Treue ihresgleichen suche. Zum Gedeihen seines Knaben Felix bringe er ihm seine aufrichtigen Glückswünsche. Ein Kind solcher Eltern müsse wohl gerathen. Der gute Baum bringe nur gute Früchte hervor. Es thue ihm wehe, schreibt Glarean am 15. Oktober 1520, dass Mykonius in seiner Vaterstadt Luzern von den Geistlichen verfolgt werde. Aber er soll standhaft bleiben. Diese Priesterklasse sei ebenso unwissend als anmassend, *ut indoctum ita arrogans*. Er selbst habe diess ja auch, wie Mykonius wohl wisse, in Basel erfahren.

Der andere Freund, mit dem Glarean einen ziemlich langen Briefwechsel vertrautesten Sinnes und Tones unterhält, ist, wie schon früher gemeldet, Ulrich Zwingli. Die drei Briefe, die wir von Köln aus Glareans Hand an Zwingli nach Glarus gelangen sahen, sie tragen gänzlich dieses Gepräge und sind ein sprechender Beweis davon, wie Glarean mit seiner innersten Seele an Zwingli hängt und von Zwinglis geistiger Hoheit oft bis zur Bewunderung überwältigt wird. Dieselbe Stimmung waltet durch die übrigen Briefe, die Glarean an Zwingli von Basel, von Paris und wieder von Basel gerichtet hat. In allen diesen Briefen redet Glarean mit seinem Freund eine Sprache, die unter Brüdern nicht heimischer und herzlicher lauten könnte. Wir lesen diess nicht etwa aus den Titeln heraus, wenn Glarean seinen Ulrich, den Zinglius Doggius d. h. Zwingli den Toggenburger anredet *carissime, suavissime Uldarice*, oder ihn nennt einen *vir philosophus et vere theologus, vir integerrimus, apostolicus, doctissimus, amicus eximius et incomparabilis u. s. w.* Das war, wie man weiss, der übliche Styl der damaligen Humanisten, die ihre Gefühle gegen einander in einer solchen Sprache überschwänglicher Fülle ergossen. Was Glareans Herzenstiefen gegen Zwingli aufdeckt, das ist etwas anderes, das ist der schöne Inhalt dieser Briefe. Sie theilen dem innig geliebten Freund, Rathgeber und Lebensführer alles mit, was Glarean begegnet oder nahe geht, Dinge gewöhnlicher Art und wieder grosser Bedeutung, aus dem alltäglichen Verkehr wie aus der Studirstube und ebenso vom lebensvollen Schauplatz der Zeitgeschichte und zwar, was nachdrücklich hervorgehoben werden muss, gerade derjenigen Zeitgeschichte, in welche eben nun Zwingli als Reformator eintritt und die gewaltige Bewegung der Geister mit sich zieht. Was für freudige Blicke sendet ihm Glarean auf diesem bahnbre-

chenden Lichtpfade nach, welche Segenswünsche, Zwingli möge im schweren Kampf gegen Finsterniss und Feinde zum vollständigen Siege durchdringen, wie empfiehlt er ihn mit seinem hohen Streben und heiligen Werk dem Erlöser und fleht auf ihn Gottes allwirkenden Gnadenschutz herab! Und doch — wie unbegreiflich und schmerzlich zugleich! — doch ist es eben dieses Kampfesfeld der neuen Glaubenswelt, auf dem sich Glarean von seinem Zwingli wendet und zuletzt unter dessen Gegnern steht, um von hier aus fast wie ein besinnungsloser Eiferer Hiebe auf theure Personen und Schläge auf göttliche Kleinodien zu führen. Durch die Reihe dieser Briefe hindurch verbleibt der Zusammenhang der Herzen, wenigstens scheinbar, noch ungebrochen, und erst hinter dem letzten Brief, mit dem der Faden des Verkehrs ausgeht, tritt die geheimnissvolle Umkehr wie hinter einem verhüllenden Vorhang ein. Besichtigen wir die Briefe auf einige Augenblicke etwas genauer, sie sind solcher Aufmerksamkeit werth und beleuchten ein Verhältniss, das zu den bedeutsamsten im Leben Glareans gehört.

Es war ein providentieller Weg, der Zwingli von seiner Pfarrstelle zu Glarus im Jahre 1516 nach Einsiedeln und von hier am Schluss des Jahres 1518, den 27. Dezember, nach Zürich führte. Als gewiss muss angenommen werden, dass Zwingli, wäre ihm dieser Weg verschlossen geblieben, nicht in seine kühn umgestaltende Thätigkeit gesetzt und nicht zum Reformator geworden wäre. Sein Zug erscheint uns, die wir ihn jetzt aus der Ferne beschauen, wie der feierliche Festzug des Hohenpriesters auf die obersten Stufen des Hochaltars, um hier den Leuchter unter dem lange darüber gehaltenen Scheffel hervorzunehmen und mit dem allgemeinen Triumph der Zeit in die Höhe zu halten. Aber in Zwinglis eigener Seele stand die Weissagung, der Zug gehe über ein Kampffeld, auf dem die Wunden des Herrn, für den man zeuge, nachgelitten werden müssten, und mit Zwingli lebten tieferblickende Zeitgenossen der nämlichen Ueberzeugung. Zu diesen Zeitgenossen gehört auch Glarean, und es ist geradezu merkwürdig, mit welchem richtig erkennenden Auge Glarean die Dinge beschaute, wie sie damals waren und wie sie nun werden sollten. In seinem Brief vom 13. Januar 1519 schreibt er von Paris an Zwingli, alle Schweizer, voraus die Zürcher jubeln, fremere et gaudere, darüber, dass Zwingli nach Zürich gekommen sei. Zwar sehe er, sagt Glarean, im Geiste voraus, wie viele An-

feindungen Zwingli in Zürich zu bestehen habe. Aber er soll seinen hohen Muth, *sis erecti animi*, als ein Herkules alexikakos, Abwehrer des Verderbens, bewahren und die Ungeheuer bekämpfen, *cum monstribus depugnaturus*, seiner Standhaftigkeit und weisen Haltung, *animi moderatio*, werde der Sieg nicht fehlen. Ein paar Monate später, unter dem 15. März 1519, drückt er nochmals seine Freude aus, dass Zwingli nach Zürich gegangen sei. Wenn er den Anführer mache, werde der Christenglaube zu Zürich besondere Fortschritte erringen, *te duce fides Christi augmentum acceptura est non mediocre*. Mit einem ebenso klaren und wahren Verstande urtheilt Glarean über ein Hauptübel jener Zeit und gewisser Parteien, das ist die Verketzerungssucht, die er im Briefe vom 1. November 1520 voll Wehmuth beklagt. Sie grassirt wie eine Wuth, schreibt er an Zwingli, und wenn dieser Wuth nicht entgegengetreten wird, *nisi huic rabiei occurratur*, so kommt es so weit, dass derjenige als Christ gilt, der alles wider Christus thut, und dagegen derjenige als Ketzler, der Christi Gebote beobachtet. Von Luther habe ich neue Dinge gehört. Die Bücher über seine Sache finden Absatz wie keine andern, *nulli libri avidius emuntur*. Durchweg wird Luthern Gutes nachgeredet. Aber die Kette der Mönche ist lang, *verum monachorum longa est catena*, und sie bedienen sich aller möglichen Waffen und Wehrmittel. An andern Stellen, wo Glarean in seinen pariser Briefen Reformation und Reformatoren berührt, spricht sich eine Zuneigung und Verehrung für dieselben unzweideutig aus. So in seinem Brief vom Juli 1521, wo er Luthern geradezu hochstellt. Luther ist, sagt Glarean, mit Einem Wort ein grosser Mann, *magnus ille est*. Die Schwätzer, *matæologi*, zu Paris haben sich auf eine ihrer würdige Weise benommen. Unserm Zeitalter dürfen eben die Pharisäer nicht mangeln. Die Triumvirn an der Sorbonne, Beda, aber, setzt Glarean hinzu, nicht Beda *venerabilis*, Quercus und ein Christophorus haben Luthern verdammt. Dafür ernten sie jetzt andere Namen ein, Beda heisst nun Belua (Unthier), Quercus heisst Stercus (Misthaufe) und jener Christophorus (Christusträger) heisst Christotomus (Christusbeschneider). Von Luther, bemerkt Glarean, besitze ich fast keine Schriften, nur das Buch: die babylonische Gefangenschaft, die mir so köstlich gefallen hat, dass ich sie von Anfang bis Ende dreimal mit Bewunderung gelesen habe. Faber Stapulensis wohnt von der Stadt weg,

und zwar aus keinem andern Grunde, als weil er die Lästereien gegen Luther, *convicias in Lutherum*, nicht hören kann.

Im Frühjahr 1520 reiste Glarean wieder einmal von Paris in sein Heimatland, kam nach Basel, Zürich, Glarus und ging von hier in's Bad Pfäfers. Von langer Dauer können Reise und Aufenthalt nicht gewesen sein, denn um Pfingsten des Jahres treffen wir ihn wieder zu Paris und lesen Briefe vom 7. Juli, worin er seinen Freunden Mykonius und Zwingli meldet, wie es ihm auf der Reise gegangen sei. Er sei nicht ganz heil, *non omnino salvus*, nach Paris zurückgekommen, sein Pferd Gryllus sei elendiglich mit ihm gestürzt. Er sei ziemlich verletzt, jedoch bald wieder geheilt worden. In einem dieser Briefe wundert ihn, wie es mit seiner Sache zu Basel stehe, und ersehen wir daraus, dass diese ihm keineswegs unbedeutende Angelegenheit ein Hauptzweck war, der ihn nach Basel getrieben hatte. Er hegte zu Paris, wie uns manche Stelle seiner Briefe erkennen lässt, eben doch immer den Gedanken, sich ein Arbeitsfeld wieder in seinem Vaterland zurecht zu legen, und hatte nun zu Basel betreffende Besprechungen besonders mit dem Theologen Bär, einer an der dortigen Universität hochgeltenden Persönlichkeit darüber gehalten, was für eine Stimmung zu Basel für ihn und sein Unterrichtsfach, nämlich die schönen Wissenschaften oder klassischen Studien herrsche. Darüber habe ihm Bär geantwortet, er habe sich den schönen Wissenschaften, *bonis literis*, nie widersetzt, werde es auch künftig nicht thun, sondern in denselben Glarean aus besten Kräften unterstützen. Dadurch ermuthigt stellte Glarean zehn Bedingungen auf, unter denen er von Paris wieder nach Basel kommen wolle. Er verlange, schrieb er, keine Besoldung, keine Steuerfreiheit, keine Privilegien, nur solle seinen Zöglingen der gleiche Schutz wie andern Bürgern zukommen. Er verlange ferner in seinem Collegium durchaus frei zu sein und unter keinem andern Gebieter als unter dem Rath von Basel zu stehen. Er wolle die Schriftsteller, über die er Vorlesungen halte, selber wählen, und ebenso die Lektoren. Für den Unterricht müsse ihm jeder Zögling wie bisher jährlich 4 Scudi entrichten u. s. w. Er geht also mit dem Plane um, zu Basel in dem freien Geist und auf dem selbstständigen Wege eines ächten Humanisten seine Schule, ein philosophisches und besonders philologisches Collegium, einzurichten und fortzuführen. Aber gerade darum sollte es mit dieser Sache nicht Eile haben.

Die Herren zu Basel waren ebenso sehr auf die mechanische Methodik der scholastischen Schule versessen, als auf ihre eigene Hoheit und Oberherrschaft. Sie wichen daher mit ihrem alten Wesen nicht so bald aus dem Wege, um einem Humanisten wie Glarean, zu dem sie sich im Gegensatze wussten, Platz zu machen und das Feld zu überlassen. Doch habe er, äussert sich Glarean, wenigstens Eines errungen, dass in Basel die Logikalien, jene geistlosen Dressirübungen in Begriffen und Disputirkünsten, abgeschafft und erlaubt wurde, an ihrer Stelle geschichtliche Vorträge zu halten. Aber die Herren sollen nicht meinen, schreibt Glarean im Dezember 1520 an seinen frühern Schüler Jakob Ammann, damit sei nun alles gethan. Sie sollen einmal andere Lektoren herschaffen, die einen Namen haben und das Zeug an sich tragen, die Leute auf die rechte Weise geistig zu fassen. Wohl wisse er, dass in Basel zwei Männer ihm sehr zugethan seien und für ihn arbeiten, eben der Theologe Bär und der Jurist Claudius Cantiuncula, der in der römischen Literatur bewandert sei. Sie schreiben ihm, hemerkt er, man erwarte in Basel allgemein Glarean als den Erneuerer der gelehrten Bildung, der die Wissenschaften wieder in Aufnahme zu bringen vermöge. Dennoch — so fährt Glarean wieder in einer völligen Wandlung seiner Gedanken fort — sei sein Entschluss nicht so rasch gefasst, von Paris nach Basel zu eilen, da er in Paris ruhig lebe, von allen Gelehrten geachtet sei und so einen sichern Grund schon unter den Füßen habe, während er zu Basel erst gewärtigen müsse, was ihm zu Theil werde und wie es ihm gehe. In ähnlichem Tone schrieb Glarean an seinen Freund Mykonius — und dies war sein letzter Brief aus Paris — unter dem 28. November 1521, er wisse noch nicht recht, ob er in Paris bleibe oder in sein Vaterland zurückkehre. Der König von Frankreich, fügte er diesem Briefe noch bei, habe sich gegen die eidgenössische Tagsatzung verpflichtet, ihm das Stipendium auch dann noch zu gewähren, wenn er nicht mehr in Paris, sondern in Basel sei. Das Stipendium war für diesen Fall auf 120 Kronen gesetzt.

Nach Mollis zu gehen trug er überdies im Sinne, um dort häusliche Angelegenheiten zu ordnen, und erwartete nur noch eine Anweisung von der Obrigkeit seines Heimatkantons. Aber der Uebergang von Paris nach Basel erfolgte nun doch früher, als sich Glarean selbst gedacht oder gestanden hatte. Freilich war er darüber,

wie alles andeutet, bis auf die letzte Zeit in täglich wechselnder Schwankung gewesen, bis eben eine gewisse Stunde die Entscheidung gab. Am 4. März 1522 schreibt er an Zwingli von Basel aus. Er sei hier mit grossem Jubel der Studenten und Bürger, *magno plausu juvenum et civium*, aufgenommen worden und habe seine Wohnung einstweilen bei seinem Freunde Rhätus. Erasmus und die ganze Gesellschaft der Gelehrten befinde sich sehr wohl, und sie alle lassen Zwingli grüssen. Zwischen Erasmus und Luther, schreibt Glarean, befürchte er höchst besorgt einen eigentlichen Zweikampf, was dem Studium der Wissenschaften sehr zum Schaden gereichte, wenn die gemeinsten Sophisten, *perditissimi sophistæ*, sähen, wie die Lichter aller Gelehrsamkeit übereinander gerathen, *doctrinae omnis lumina confluere*. Den Grund eines solchen Streites erkenne und verstehe er vollauf, ihn aber zu erörtern, nütze wohl nichts. Glarean meint ohne Zweifel jenen Streit, den Luther bereits in Privatbriefen angefacht hatte, in denen er die theologische Ansicht des Erasmus über den freien Willen des Menschen, *de libero arbitrio*, angriff, als seien diese Meinungen nicht christlich genug, denen man daher mit vollem Nachdruck die Lehre von der göttlichen Gnade, *de divina gratia*, gegenüberhalten müsse. Im nämlichen Briefe bittet Glarean den Freund Zwingli, derselbe möchte doch in Betreff seiner Angelegenheit nach Bern schreiben. Glarean hatte nämlich, als er kaum Basel betreten, wieder eine andere neue Anwendung nach Bern überzusiedeln, wenn ihm von dort für eine Stelle die günstigen Bedingungen anerboden würden. Da aber die Sache keinen weiteren Fortgang nahm und irgendwo hängen blieb, trieben weder Glarean, noch weniger Zwingli daran und so kam es zu keiner neuen Wanderung und keiner Umänderung der Verhältnisse.

In Basel richtete Glarean wieder seine Bursa ein und zwar ganz im frühern Styl. Er hielt wieder Zöglinge, nicht nur in Unterricht, sondern auch in Kost und Wohnung. Für letztere bezahlte ihm der Zögling 22 Goldgulden rheinisch und für den Unterricht 4 Kronen. Die Burse stieg rasch zu ihrer frühern Höhe und Blüthe, schon im Herbst 1522 zählte sie 25 Zöglinge. Wie in der Anstalt hanthiert wurde, wird uns bei folgendem Anlass gezeigt. Ein Ritter von Meggen wollte dem Institut seinen Sohn übergeben. Er sei, schrieb Glarean an Mykonius, bereit, den Jungen zu nehmen, insofern sich derselbe der Hausordnung unterziehe. Am Tisch sei kein

Mangel und seine Leute werden alle gut gehalten. Dreimal in der Woche werde Braten, sonst gewöhnliches Fleisch und Gemüse aufgetragen. Vor allem verlange er Eines, dass der junge Herr sich gehorsam erzeige. Er, Glarean, sei weder launig noch gebieterisch, um so eher sei seinem Worte Folge zu leisten. — Die Anstalt nahm wirklich in so ausserordentlichem Masse zu, dass Glarean auf den Gedanken kam, einen Gehülfen zu suchen. Am liebsten hätte er seinen Freund Mykonius gehabt, der ihm in Wesen und Charakter nach Wunsch entsprach, der ferner in seiner wissenschaftlichen Tüchtigkeit bekannt und mit seinen lehrreichen Vorträgen beliebt war. Aber Mykonius war schon versetzt, nämlich von Luzern nach Einsiedeln, wo er von der Regierung 30 Goldgulden als Jahresbesoldung und vom Abt des Klosters 20 Goldgulden als Additament bezog, Vergünstigungen die ihn an der neuen Stelle festzuhalten vermochten. Von andern Aussichten und Vorschlägen, in seiner Bursa einen Kollegen zu bekommen, sah sich Glarean nicht genugsam befriedigt und ging daher von dem Gedanken an einen Gehülfen wieder ab.

Es war gerade zur selbigen Zeit, dass über ihn von seinen Feinden ein ärgerliches Gerücht herumgeboten wurde, Glarean habe eine öffentliche Dirne geheirathet. Das schmerzte ihn tief und liess ihn lange nicht zur Ruhe kommen. Er beklagt sich darüber bei Zwingli sehr und bittet ihn in einem Briefe, er möchte ihn, falls so etwas vor seinen Ohren zur Sprache käme, in Schutz nehmen. Was ihm besonders wehe that, war die Leichtgläubigkeit, mit der man in Glarus das ärgerliche Gerücht aufnahm. Die glarner Regierung, *senatus populusque glaronensis*, sagt er in sichtbarem Schmerze, sei so weit gegangen, ihn sogar in einem öffentlichen Schreiben darüber zurechtzuweisen. Er werde sich aber bei ihr schriftlich rechtfertigen. Von solchen Dingen wisse er nichts. Weibergeschichten seien ihm fremd. *Nullum mihi cognitum scortum, nihil propemodum negotii prorsus cum mulieribus*. Das seien böswillige Erfindungen und Entstellungen. Aber so sei die Welt.

Obschon er durch Unterricht und Leitung seiner Bursa unausgesetzt in Anspruch genommen war, hielt er doch noch öffentliche Vorlesungen und zwar in einem grossen Hörsaale. Er that es mit einer gewissen Schadenfreude, um die Sophisten zu ärgern, die sich an ihm und seiner ganzen Lehrweise stiessen und ihm den Platz

öffentlicher Vorträge gerne versperrt hätten. Aber es ging hiebei gerade den umgekehrten Weg. Bei andern Professoren gewöhnlicher Art fanden sich 4 und 6 Zuhörer ein, zu Glarean strömten sie zu fünfzig und noch mehr hin. Trotzdem scheint es Glarean gerade damals nicht dahin gebracht zu haben, dass ihm eine hohe Anstellung an der Universität geworden wäre, und der verfolgende Groll seiner wissenschaftlichen Gegner mag demnach noch eine Zeit lang einen gewissen Triumph gefeiert haben. Auf der andern Seite liess ihm die anstrengende Arbeit und Mühe, die ihm seine Anstalt Tag für Tag brachte, keine Zeit mehr übrig, sich auf einem andern Gebiete der Wissenschaft zu bethätigen, nämlich in der Ausgabe klassischer Werke oder überhaupt in der Ausarbeitung literarischer Aufgaben. Er nahm nur etwa kleinere Arbeiten oder blossе Vorarbeiten zu grössern Unternehmungen an die Hand. So behandelte er die Metra des Horaz, dann Gegenstände aus der Geographie, und setzte in der ersten Ausgabe des Ptolemäus, die sein Freund, der Humanist Wilibald Pirkheimer zu Nürnberg, veranstaltet hatte, vielerlei werthvolle Randnoten ein, welche Pirkheimer bei seiner neuen Ausgabe verwerthen konnte. Ueber die mathematische Geographie schrieb er ein einzelnes Büchelchen und gab es 1527 noch während er zu Basel war, heraus. Es ist dem Dekan von Gnesen, Johann von Lasko gewidmet, und enthält anziehende Gesichtspunkte über die Artikel Axe, Pole, Eclipsis Lunae, Zonen, Gnomonum umbræ, Eintheilung der Erde, die einzelnen Welttheile u. s. w., was wir später noch genauer besprechen wollen.

Was ihn schon lange beschäftigt hatte und was ihm nicht sonderlich gelingen zu wollen schien, das war die Frage seiner Verhehlung. Ob daran sein Wesen, das unstreitig manchen eigenthümlichen und sonderbaren Zug hatte, schuld war oder des Schicksals Ungunst ihm den Weg verlegte, ist nicht zu sagen. Schon von Paris aus hatte er im November 1520 darüber an Zwingli geschrieben, aber nicht in einem der Sache ziemenden Tone. Ich bin entschlossen, lauten des Briefes Worte, das zuerst zu ergreifen, was mir ein gutes Geschick entgegenbringt, sei's eine Pfründe, sei's eine Frau, *beneficium vel uxor*, ich bin auf beides gefasst, in *utramque sortem paratus*, am liebsten aber das eine wie das andere zu Zürich. Man merkt es den Worten wohl an, dass dem Mann, der sie schrieb, der würdige Sinn für die wichtige Lebensfrage mangelte und ihm sowohl die Pfründe als die Frau nur das Ding war, um

welches wie in des Spieles zufälliger Stunde das Loos zu werfen sei. Das mag auch der Grund sein, dass Zwingli auf die Aeusserung Glareans keine weitere Rücksicht nahm. Denn so sehr Glarean ihn im Briefe bat, Zwingli möchte ihm zu dem einen oder andern oder zu beiden verhelfen, erfolgte doch gar nichts und war wohl Zwingli, der seines Freundes schwankende Neigungen ziemlich kennen konnte, von dem richtigen Sinne geleitet, Glarean nehme es mit diesen Dingen nicht ernst genug, und wer ihm dazu verhülfe, könnte sich eines Tages von der Person wie von der Sache übel belohnt sehen. Doch liess Glarean den Gedanken an seine Verehelichung nicht mehr aus dem Herzen. Noch von Paris aus hatte er sich um eine Zürcherin beworben, die Schwester seines ehemaligen Zöglings Jakob Ammann, mit dem er stets in einem vertrauten Verhältniss verblieben war. Aber die Verbindung wollte nicht zu Stande kommen, warum, ist nicht klar zu ersehen. Glarean selbst meint, etwas ahnen zu können, und schreibt an seinen Zögling, ob sich die Eltern daran stossen, dass er nicht reich oder grossen Vermögens sei, quod non dives, quod non magnæ fortunæ. Er begehre von einer Frau nichts anderes und bringe ihr auch selbst nichts anderes als animus vere christianus. Die andern Dinge seien Zufälligkeiten und Zugaben. adventitia et velut appendices. Kurz, es wurde nichts aus der Sache, und Glarean setzte in einem Briefe von Basel aus am Ostagete 1522 Vadian in Kenntniss, er habe seine Heirathsangelegenheit zu Zürich aufgegeben. Er mache sich darüber seine Gedanken. Jetzt richte er sein Herz nach einer andern Seite und zwar auf ein Frauenzimmer, das ihm noch mehr entsprechen werde. Es sei eine Baslerin. So bald es hier von Statten gehe, werde Vadian ausführlicher berichtet werden. Wirklich kam Glarean hier zu einem Ziele. Es war die natürliche Tochter des Herman Offenburger, und Glarean schien sie aus wahrer Neigung gewählt zu haben, wie auch Erasmus an einen Freund schrieb, Glareanus habet uxorem ex animi sui sententia. Die Hochzeit hatte im Spätherbste 1522 statt, doch ganz im Stillen und ohne öffentliche Feierlichkeit. Zum Hochzeitsfeste schickte ihm Erasmus, der, von Glarean geladen, wegen Unwohlsein nicht erschien, gleichsam als stellvertretende Gabe zwei werthvolle Münzen, die eine von Alexander dem Grossen, die andere von Trajan, eine Hochzeitsbescheerung, über welche Glarean in seinem Briefe an Zwingli vom 29. November 1522 seine hohe Freude

und Dankbarkeit ausspricht und die deutschen Worte beisetzt: Summer St. Anthöungi (St. Anton helf' mir) ich hette niemer nie gemeint, dass er so ein Erenmann wär gsyn. Er wünsche sehr, fügt Glarean bei, Zwingli wäre auf einige Tage bei ihm in Basel. Er sähe jetzt dort Erasmus, Hutten, Oekolompad. Wenn er es irgend wie einrichten könne, so soll er doch kommen.

Zwischen Erasmus und Glarean gestaltete sich das Verhältniss in Basel wieder besser. Wenigstens meinte Erasmus überglücklich zu sein, dass er den vortrefflichen Glarean wieder an der Seite habe. Sie waren, wie wir gesehen haben, durch Störungen empfindlicher Art aus einander gekommen und hatten mit einander keine Briefe mehr gewechselt. Die persönliche Berührung, in die sie nun wieder geriethen, führte über die missbeliebigen Erinnerungen hinüber und knüpfte das abgebrochene Band innigerer Gemeinschaft von neuem an. Das Loblied, das Erasmus über Glarean bei so manchem Anlass der vorigen Tage angehoben hatte, kehrte jetzt wieder und nahm einen so wohlklingenden Ton an wie früher. Glarean sei, heisst es bei Erasmus wieder, ein vorzüglicher Mann und die Schweizer hätten das Herz auf dem rechten Fleck, dass sie diesen Mann hoch halten. Er habe um seine Landsleute grosse Verdienste, er streue unter ihnen den Samen wahrer Bildung und Gelehrsamkeit aus und ziehe segensreiche Früchte heran. In solchem und ähnlichem Sinne lautet es durch viele Briefe des Erasmus über Glarean und mehrmals stellt er die drei Gelehrten Beatus Rhenanus, Bonifacius Amerbachius und Henricus Glareanus als ein wissenschaftliches Triumvirat zusammen, das ihm eine Zierde des Zeitalters heisst und auch bei ihm selbst in grosser Achtung steht. Bei Glarean selbst war die Freude, mit Erasmus wieder zusammen getroffen zu sein, geringer und kühler, sie erreicht bei weitem nicht mehr jenen Grad, auf dem Glarean einst für den Heros europäischer Gelehrsamkeit in überschwänglicher Bewunderung geschwärmt hatte. Es liegt ihm eine gewisse Kluft bis zu Erasmus hin vor dem Blick, ja es gehen ihm unheimliche Abnungen über Erasmus durch die Seele. An Zwingli schreibt Glarean im Juli des Jahres 1522, er habe seit einigen Wochen mit Erasmus wenig Verkehr. Erasmus habe ihn nicht ganz freundlich, parum humaniter, empfangen. Die Schuld möge wohl im Alter und mürrischen Wesen liegen, in senium et morositas. Er dürfe sich trösten, dass er selber hieran

unschuldig sei. Mag aber auch hie und da ein solcher Missklang in Glareans Feder kommen, er kann es doch nicht verdecken, dass ihm ein starkes Band erasmischer Freundschaft durch das Herz gezogen ist, das ihn immer wieder an den in seinen Augen noch stets bewundernswerthen Mann fesselt. Er muss fast in jedem Briefe etwas von Erasmus vorbringen, und lauter und lieber redet immer der Ruhm als der Tadel. Ein so gehaltener Brief liegt uns wieder vom 20. Januar 1523 vor. Was Erasmus geschrieben hat, bemerkt Glarean zu Zwingli, ist in Aller Händen. Er ist ein alter Mann, senex, und möchte Ruhe haben. Jede Partei sucht ihn auf ihre Seite zu ziehen, er selbst will zu keinen Parteien gehören. Er sieht wohl, wen er meiden, aber nicht ebenso, an wen er sich anschliessen soll. Alle seine Schriften wiederhallen von Christus. Es ist glaublicher, dass Luther durch Erasmus als Erasmus durch Luther gewonnen hat. Ich höre aus seinem Munde nie etwas, das nicht christlich lautet. Manche Prediger gefallen ihm nicht, die jedoch auch Dir, sagt Glarean zu Zwingli, nicht gefallen können, da sie ohne Gelehrsamkeit Luthers Sache unterstützen wollen, sie aber nicht stützen, sondern hemmen und sogar noch dem Evangelium schaden. Erasmus will kein Lutheraner sein, aber auch kein Gegner Luthers, sofern er von dieser Partei, setzt Glarean hinzu, nicht so gegeisselt wird, dass er es nicht länger aushalten kann. Eines darfst Du glauben, Erasmus wird nie mit dem hohen Klerus an der Sache Christi den Verräther machen. Es gibt an Luthern und in seinen Schriften manches, was Erasmus wegwünschte. Aber auch Leute mittelmässigen Geistes sind von Luther nicht vollauf befriedigt. Wie übrigens Erasmus vom Papste, vom Kaiser und von andern Feinden Luthers denkt, weiss ich gut genug. Allein bis dahin habe ich unterlassen ihn zu fragen, aus welcher Absicht er so gar nichts öffentlich zu sagen oder zu thun wage. Man muss ja nicht alles wissen. Ich hatte, ehe Dein zweiter Brief bei mir angelangt war, Erasmus die Sache in Betreff eures Religionsgespräches mitgetheilt. Er erwiederte, es gehe eben alles nur von einer einzigen Stadt aus. Er freue sich, wenn nun Christi Sache recht fortschreite. Er hoffe alles von Dir. In solchen allgemeinen Sätzen redet er. Ich fürchte, Du bist bei ihm angeklagt worden. Ich habe jemand im Verdacht, weiss aber nichts Gewisses. Wenn Du auf mich hören willst, so schreibe nur wenig oder wohl gar nicht an

ihn. So ist nun einmal seine Art. — Der Ton dieses Briefes könnte uns auf die Meinung bringen, Glarean stehe seinem Zwingli näher als dem wenn auch noch immer hochgepriesenen Erasmus, ja Glarean sei überhaupt auf gutem Wege, mit der Reformation als eigentlicher Freund und Mitarbeiter Schritt zu halten. Er lässt sich in diesen warmen Eifer für Zwingli und dessen Sache noch immer mehr ein, jubelt mit den Freunden, wenn es vorwärts geht, und spottet oder ärgert sich über die Feinde, wo es ihnen gelingt, Zwingli in seinem hohen Werke wahrer Erkenntniss Christi zu hindern oder gar zu gefährden. Er spart kein Wort, den damaligen Rektor der Universität Basel, Dr. Wonneck, mit seinem kleinlichen Gebahren bei Zwingli lächerlich zu machen. Der Doktor, schreibt Glarean am Schluss des Jahres 1522 nach Zürich, habe in den Weihnachtstagen an die Kirchthüren Basels Sätze oder Thesen angeschlagen, um gegen Luther und die Ketzer zu disputiren, es sei aber zu dieser Disputation niemand erschienen. Und hierauf in jenem Briefe vom 20. Januar 1523 drückt er sich deutlich genug aus, wie sehr er mit den Bestrebungen und Veranstaltungen zu Zürich sympathisire. Das Vorgehen eurer Stadt, schreibt er, gefällt mir in hohem Grade, *conatus urbis vestrae summe placet*, womit er auf das bevorstehende Religionsgespräch deutet, das dann auch in 8 Tagen, den 29. Januar 1523, eröffnet wurde. Ich zweifle nicht, sagt Glarean voller Zuversicht, Christus wird den Seinigen beistehen. Sei nur ungebeugten Muthes. Du hast nichts zu fürchten. *Sed quid sus Minervam?* sagt Glarean zu Zwingli, was habe ich dir zu rathen? Die Abgeordneten unserer Stadt haben der Regierung die Sache vorgelegt. Da gab es Leute, welche es für unpassend hielten, dass diese Angelegenheit früher in Zürich behandelt werde als in ihrer Stadt Basel, die doch eine eigene vollständige Universität habe. Doch erhielt Dr. Wonneck, wenn ich mich recht erinnere, den Auftrag, im Namen der Universität entweder selbst nach Zürich zu gehen oder einen andern dorthin zu schicken. Was nun geschieht, weiss ich nicht. Ich sehe nur, dass Dr. Gebweiler auf alle erdenkliche Weise die Köpfe in Verwirrung bringt. Zwingli soll doch, schreibt Glarean im nämlichen Brief, zum beabsichtigten Gespräche Thomas von Wyttenbach, Professor der Theologie in Basel, den frühern Lehrer Zwinglis, berufen und die heiden Sebastianen — er meint Meyer und Hofmeister von Schaffhausen — zwei Minoriten

oder Barfüsser, gelehrte Männer, wie Zwingli wohl wisse. Mit Oekolompadius habe er, Glarean, gesprochen. Zu kommen habe derselbe im Sinne, ganz gewiss sei es noch nicht. Auch bei andern Freunden habe er Zwinglis Brief herumgetragen. Zwingli habe sich aber geirrt und das Datum unrichtig angegeben, als wenn das Gespräch, disputatio, den 20. Januar abgehalten werde. Das habe mehrere irre geführt. Er selbst, bemerkt Glarean am Schluss des Briefes, könne zur Disputation nicht erscheinen, nicht nur der grossen Geschäfte halber, zumal er keinen Gehülfen, hypodidascalus, habe, sondern auch wegen seiner Krankheit, die ihm einen Ritt, eine Reise zu Pferde, equitationem, nicht gestatte.

Wie sehr Glarean in jenem Zeitpunkt für seinen Zwingli und die Sache der Reformation überhaupt einstand, zeigen uns noch andere Vorgänge in seiner Nähe und in der geradezu persönlichen Berührung. So die Geschichte mit dem eben erwähnten Joh. Gebweiler, gebürtig von Kolmar, damals Doktor und Professor der Theologie zu Basel. Der Mann war bei einem Anlass in Schmähungen über Zwingli ausgebrochen und Glarean schreibt es dem letztern unter dem 26. Januar 1523, wie er selber bemerkt, vollen Aergers über den elenden Schmäher. Glarean nennt den Professor nur den Doktor Hänsli mit den lampachten (schlotternden) Hösli, lateinisch doctor Hansellus cum pendulis feminalibus. Der Handel habe sich, berichtet Glarean, folgender Weise zugetragen. In der Werkstätte eines Goldschmiedes, der fragte, ob die Universität wohl jemand zu der Versammlung nach Zürich schicken werde, habe der Doktor Hänsli vorschnell und bissig gesagt, es wärind alle Buben, die gen Zürich uf die Disputation giengend, und wär der Zwingli auch ein Bub. Ein Priester Ulrich, der dabei stand, habe den Doktor zur Mässigung gemahnt. Der aber habe darauf in keiner Weise geachtet und noch weitere Beschuldigungen ausgestossen, Zwingli wär ein Bub und hätte Ketzerey gepredigt. Hierauf habe der Priester den Goldschmied und dessen Gesellen zu Zeugen genommen und den Hergang ihm, Glarean, mitgetheilt. Sie beide, Gebweiler und Glarean, seien einander nicht mehr in den Weg gekommen, sonst hätte er dem Doktor etwas zu hören gegeben. So dumm und unwissend dieser Mensch sei, habe er doch Frechheit genug, solche Dinge noch weiter auszustreuen, wenn ihm nicht jemand den Mund stopfe. Dringe Zwinglis Sache durch, woran er, sagt Glarean, nicht zweifle, so soll Zwingli diesen

Streithandel bei seiner Regierung anhängig machen, dass von ihr jemand mit Zwingli nach Basel geschickt werde, gegen Gebweiler gerichtlich zu verfahren. Der Mann sei der Regierung zu Basel ohnehin verhasst. Sie habe, als Gebweiler im vorigen Sommer von der Universität zum Rektor gewählt worden war, den Gewählten nicht anerkannt und die Universität gezwungen, neben ihm einen Vicerektor zu ernennen. Wenn Faber, fährt Glarean fort, oder Geck — Geckius — Johannes Eck — zur Disputation erscheinen, so soll Zwingli sie behandeln, wie sie es verdienen. Keiner von beiden könne recht deutsch, und was sie vom Latein verstünden, sei jedermann bekannt. Er zweifle übrigens nicht, dass Zwingli alles mit der richtigen Einsicht behandeln werde. Acht Tage darauf, am 4. Februar, beglückwünscht Glarean seinen Freund in Zürich zu dem herrlichen Siege, den er bei dem Religionsgespräch errungen habe. Damit habe auch das Evangelium gesiegt. Ueber Doktor Gebweiler müsse er ihm berichten, dass sich derselbe der angezettelten Geschichte wieder mit allerlei Mitteln zu entwinden suche. Er habe jenen Priester Ulrich bei dem bischöflichen Amte eingeklagt, derselbe habe seine Worte anders als sie gesprochen worden hinterbracht. Er soll sogar vor dem Bischof geweint haben. Aber aus dem Verhör und Gericht, die in voller Form über den Vorgang gehalten worden, habe sich ergeben, dass sich alles so zugetragen und Gebweiler in dem Sinne geredet habe, wie berichtet worden. Zwingli möge nun zusehen, was er in der Sache zu thun gedenke. Er, Glarean, meine, man sollte solchen Leuten den Mund stopfen, welche die Evangelischen aller Orten Ketzer heissen. Inzwischen sei ihm das Doktorchen, doctorculus ille, nie mehr unter die Augen gekommen. Er, der ja auch der eigenen Regierung zuwider sei, sitze nun hübsch fein zu Hause.

Bis hieher athmen Glareans Briefe an Zwingli denselben Geist der Zuneigung, ja unbedingten Ergebung. Zu den Stellen, die wir herausgehoben haben, liessen sich noch andere anfügen und aus ihnen allen könnte man die Ueberzeugung gewinnen, Glarean stehe unter den ersten Freunden des zürcherischen Reformators und halte sich bereit, jedem Widersacher der Reformation in voller Waffenrüstung entgegenzutreten, ja Glarean scheint sogar Augenblicke gehabt zu haben, in denen er mit seinem Eifer selbst über einen Zwingli hinausgegangen wäre. Mit einem Male sehen wir den Eifer

erkalten und Glarean mit dem Herzen wie mit der Sprache Wendung machen. Es geht von Schritt zu Schritt, im allmäligen Falle, dann bis zum völligen Bruch und endlich zum entschiedenen Gegensatz. Den Anlass bietet eben die Streitfrage jenes Doktor Gebweiler, ob der sich Glarean noch im letzten Briefe so sehr erbittert und zu einer gerichtlichen Verfolgung des Verläumders gerathen hatte. Jetzt, am 14. Februar 1523, redet er Zwingli zu, die Sache Gebweilers nicht weiter zu berühren oder irgendwie zu behandeln. Der Mann bereue es, wenn ihm solche Worte damals sollten entfallen sein, wissentlich sei es nicht geschehen, er widerrufe sie. Doch solle Zwingli immerhin verfahren, wie ihm nach Einsicht und Umständen nöthig scheine. Er, Glarean, wolle nichts gerade abrathen, damit man ihn nicht der Leichtfertigkeit beschuldige, nihil dissuadeo, ne levitatis quis me arguat. Es fehlt dem Brief überhaupt jene Wärme und Innigkeit, die bis anhin die Feder geführt hat. Es ist als wäre zwischen den Zeilen zu lesen, zwischen Glarean und Zwingli habe sich etwas wie eine Scheidewand eingeschoben. Doch deckt der Schluss des Briefes den etwaigen Schein eines Risses wieder zu und zwar mit dem Ton der wohlwollendsten Freundschaft. Die Aufschrift, subscriptio, oder wie wir sagen die Adresse lautet: An Ulrich Zwingli, den wahrhaft christlichen Theologen, den Bischof der zürcherischen Kirche, meinen theuersten Freund. Dazu bringt der Brief Grüße aus dem republikanischen Bunde der Burse, in Glareans beliebter bekannten Formel: *Salutat te Senatus populusque Romanus*, mit dem Beisatze: *quem nuper egregium institui*. Und doch ist es so, doch liegt unter den klingenden Worten, unter den farbigen Formen die Klüftung. Ein unheimlicher Geist ist heraufgestiegen und drängt die beiden Freunde für immer auseinander. Das ist der letzte Brief, der aus Glareans Hand an Zwingli abgeht. Das ist aber auch das letzte Wort der Freundlichkeit, das Glarean über Zwingli und die Reformation ausspricht. Schnell sinken nun die Sterne und ihren erblassenden Schimmer überzieht sofort ein nächtliches Dunkel. Von einem Tag zum andern geräth Glarean in eine gereiztere Stimmung und fängt schon an, über die Leute zu klagen, die zu Luthers und Zwinglis Sache und Seite stehen. Der Einzige, dem er seines Herzens Sorgen und Kummer anvertraut, ist nun noch Mykonius. Schon früher hatte er ihm geschrieben, Luthers Eiferer, die er mit einem griechischen Superlativ *Lutheranotatoi* nennt, verderben die

ganze Sache. Hat Luther im Geiste Gottes angefangen, so treiben sie's fort im Geiste des Satans. Er, Glarean, ziehe sich daher zurück und wende sich von diesen Dingen ab. Er bleibe am liebsten zu Hause bei seinen Zöglingen und schöpfe seinen Trost aus den Wissenschaften. Stelle ich mich, schreibt er später 1524 abermals an Mykonius, Luthers Anhängern mit Einwendungen entgegen, so werfen sie mir vor, ich thue das, weil es eben kein Wasser auf meine Mühle sei. Christus weiss, in welchem Sinn ich mich so oft ereifere. Des Einen bin ich gewiss, dass sowohl den Wissenschaften als dem Evangelium von niemand grössere Hindernisse in den Weg gelegt werden als von denjenigen, welche den Anschein haben wollen, als hätten sie beides, Wissenschaft und Evangelium, verschlungen, *qui utrumque devorasse videri volunt*. Doch darf man nicht klagen. Das alte Lied: »Lasst mir meinen Christus unberührt!« ist neuerdings bei ihnen zur Litanei geworden.

Jetzt bricht Glarean auch mit Mykonius. Das ist auch hier der letzte Brief, der diesem trauten theuren Freund gewidmet wird. Es lag in der Natur der Sache und in der Stellung der Personen, dass Glarean, wenn er über die grösste Glaubensfrage und die gewaltigste Bewegung der Geister eine solche Sprache führte, weder bei Mykonius noch viel weniger bei Zwingli ein geneigtes Ohr finden konnte. Der Keil, der auseinander treibt, ist gestossen. Die gegenseitige Entfernung wird so gross, dass man einander aus der feindseligen Ferne nicht mehr kennt und auch wir die Personen, besonders unsern Glarean, nicht mehr kennen. Die schönen Beziehungen, die Glarean zu Zwingli Jahrzehende lang in einem warmen Herzen getragen, sie sind bei ihm auf einmal vollständig vergessen. Der hohe Geist und das heilige Werk, mit denen Zürichs todesmuthiger Bildungsfreund und Wahrheitsprediger Hunderte, darunter auch Glarean bis in die Seele hinein gefesselt hatte, sie haben an Glarean wie ein plötzlich ausgeblasenes Feuer ihre Glühkraft im letzten Funken verloren. Wenn sie noch einem Feuer vergleichbar bleiben sollen, so heissen sie bei Glarean jetzt nur noch das Feuer, das angezündet worden ist, um zu verzehren, und das sobald als möglich zu löschen in seiner und jedes rechtgesinnten Christen Pflicht liegt. Aber wieder lässt sich mit dem Finger auf den Mann deuten, der im feindlichen Hintergrund steht und Glarean stets wieder zu sich heranzieht, um ihn in die gleiche gehässige Stellung gegen die

Männer der deutschen und schweizerischen Reformation zu bringen. Das ist abermals Erasmus. Ueber den einen wie über den andern weiss Zwingli nur die bitterste Klage zu führen. Erasmus, schreibt er den 28. Mai 1525 an Vadian, soll, als er meinen Commentar erhielt, gerufen haben: O guter Zwingli, was schreibst du, das ich nicht schon früher geschrieben hätte! Aber hatte Erasmus nicht 2 Jahre vorher ganz dasselbe über Luther geschrieben und zwar an Zwingli selbst? Ich bin mir bewusst, äusserte sich damals Erasmus, alles das schon gelehrt zu haben, was Luther lehrt, nur mit dem Unterschiede, dass ich es nicht so grob thue und gewisse Zweifelsfragen und Streitsätze bei Seite lasse. Natürlich musste eine solche Wendung des Sinnes bei Erasmus für Zwingli schmerzlich sein, aber noch weit schmerzlicher bei einem Glarean, bei dem es noch schärfer und schneidiger zu Tage trat. Glarean, schreibt Zwingli im nämlichen Brief an Vadian, wüthet gegen mich und ebenso setzt er alles gegen Oekolampadius in Bewegung. Wer hätte, fragt Zwingli, bei Erasmus soviel Ruhmsucht, wer bei Glarean soviel Bosheit und Gift, tantum malignitatis ac veneni, vermuthet? Mit diesem Klageruf steht Zwingli nicht allein da. In ähnlichem Tone redet Oekolampadius im Brief an einen Freund über Glarean, als dieser sich zur Uebersiedlung nach Freiburg anschickte. Glarean ist, heist es im Brief, nur noch zu Schimpfreden und dummen Streichen auf der Welt.

Sie beide, Erasmus und Glarean, sind auf dem Punkte, ihrem bisherigen Wohnsitze den Rücken zu kehren. Warum? Was sie mit steigender Heftigkeit erbittert und wegtreibt, ist eben nichts anderes als der wachsende Beifall, den die Reformation in der Stadt erringt. Beide müssen von Tag zu Tag sichtbarer wahrnehmen, wie ihnen der Boden unter den Füßen schwindet, während er den Gegnern nach allen Seiten hin und durch alle Stände hindurch wächst. Was konnte herber als diess einen Mann wie Erasmus verletzen, ihn, der bis dahin eine in allen wichtigen Fragen der Religion und Wissenschaft hoch geltende Autorität hiess und der sich nun von andern auf die Seite gestellt, ja von ihnen weit überholt sehen musste! Aber muss die Klage nicht immer wieder auf ihn zurückfallen, er habe diess selbst verschuldet und hätte den Weg unter den Füßen gehabt, sogleich wieder in eine glücklichere Richtung und auf seine frühere Höhe zu kommen? Erasmus konnte es nicht lassen, die alten Lehren und Formen der Kirche dem Spotte der

Zeit bloss zu stellen, und im gleichen Athemzuge rief er seinen Zeitgenossen mit warnender Stimme zu, sie sollen sich doch von den Neuerungen ferne halten, wie sie in Zürich und Wittenberg versucht werden, das könne nur in einem Verderben und völligen Untergang enden. Das war ein Widerspruch, in den er sich mit den eigenen Worten vor aller Welt Ohren verstrickte. Er vermochte damit die Zeit nicht mehr zu bewältigen, ja vermochte in dieser vorwärtsdrängenden Zeit kaum mehr Ein Herz in seinen rückwärtsziehenden Zügel zu fassen, während ein Oekolampadius, auf den Erasmus herunterzublicken pflegte, ruhig und gemessen, aber mit grossem Schritt und in unwandelbarer Glaubenstreue auf dem betretenen Lichtwege evangelischer Erkenntniss weiter wandelte und die einsichtsvollern Zeitgenossen aus allen Klassen Basels mit sich zog. Diess täglich in seiner unmittelbaren Nähe anzusehen und es zudem an der eigenen Person in sinkender Stellung zu erleben, das hielt Erasmus nicht mehr lange aus und legte den Plan zurecht, der widerwärtigen Umgebung zu entfliehen. Was er aber dachte und sagte, plante und bahnte, das ging nun alles wieder auf Glarean über, der, wie gewöhnlich, einmal von erasmischen Neigungen ergriffen, damit unruhiger zum Ziele eilte als Erasmus selbst. Ihm, Glarean, war es vollends ein unerträglicher Gedanke geworden, länger in Basel zu verbleiben, er rüstete sich unaufhaltsam zur Abreise. Freilich waren gerade für Glarean noch andere Uebelstände zusammen gekommen, besonders ökonomischer Art, die seinen Wegzug beschleunigten. Er hatte, wie wir wissen, an der Universität keine amtlich feste Stellung oder Anstellung, daher auch keine zugesicherte oder überhaupt gesicherte Besoldung. Von jeher bis jetzt hatte er aus seiner Burse gelebt. Die Burse aber, die sich früher eines ungewöhnlichen Zulaufes erfreute und einen allbekannten Namen, ja Ruhm weithin geführt hatte, Glarean's Burse litt unter den Kämpfen der Zeit und fing an zu zerfallen. Man wusste in Basel allgemein, was für eine feindliche Haltung Glarean gegen die Reformation angenommen hatte, wusste, wie er, als wäre er der Wiederhall des Erasmus, allerlei unheilverkündende Befürchtungen und Drohungen über das Werk Luthers und Zwinglis aussprach. Anderseits mehrte sich auch zu Basel täglich die Zahl derer, welchen dieses Werk nicht anders erschien denn als eine neue Erlösung der Welt aus den klemmenden Ketten einer von Rom aus über die

Geister geworfenen Knechtschaft, und sollten wir es nun nicht verstehen, dass der Ruf zu dieser Erlösung im frischesten Hauch gerade auf die Herzen der deutschen und schweizerischen Jugend losging? Von einer solchen Jugend hatte Glarean in der Richtung, die er unseliger Weise jetzt einschlug, keinen Anhang mehr zu erwarten. Ihm liefen keine Zöglinge mehr an die Hand, in's Haus mit jenem Drang und Durst, wie es vor Jahren geschehen. In der That ist seine Burse gefährdet zu veröden und die Quelle zu versiegen, aus der er das Mittel seiner Existenz und nicht minder das noch reicher lohnende Bewusstsein eines hohen herrlichen Tagewerkes geerntet hatte. So von äussern und innern Bedrängnissen getrieben blieb ihm nichts anderes übrig als seinen Blick über Basels Mauern hinauszurichten. Nach Freiburg, rieth ihm sein Herz, nach Freiburg! Dorthin suche dir den Weg und Ausweg aus deinem Gewirre! Freiburg steht noch gehorsam unter Oestreichs schützendem Schild, in Freiburg gibt es noch keinerlei Neuerungen in Sachen des Glaubens, zu Freiburg kann noch ohne Beunruhigung, ohne Verfolgung gelehrt und gelebt werden. Er zieht hin. Aber er zieht hin ohne das leiseste Gefühl davon, dass der Grund, von seinem lieben Basel scheiden zu müssen, an ihm selber liege. Vielmehr lässt er sich von der Ueberzeugung treiben und trösten, die Freunde und Förderer der Reformation, das heisst seine Gegner haben ihn von Basel verdrängt. Eben in jenen Tagen, da er sich zum Umzug rüstete, in der ersten Woche Februars 1529 schrieb er an seinen Freund Pirkheimer in Nürnberg: Unser Hausschein (*lampas nostra*) also Oekolampadius, leuchtet zu Basel jetzt so sehr, dass Glarean schmale Bissen bekommen würde, wenn er sich nicht eilig davon machte. Ich besorge in Wahrheit, es werden hier zu Basel mit der Frömmigkeit auch alle schönen Wissenschaften untergehen. Darum ziehe ich nach Freiburg, ich habe dort die Kanzel der Dichtkunst erlangt. Hier sehe ich nirgends mehr Ruhe, wo dieser Hausschein regirt. Er lässt nicht ab, mit seiner Horde Tumult zu erregen. Und doch ist jeder, der nur seiner Meinung folgt, ganz evangelisch, ganz fromm, ganz paulinisch. O guter Gott, könnte ich nur eine Stunde bei dir von der Brust weg über dieses Ungethüm — *de hoc portento!* — reden.

Den 20. Februar 1529 siedelte Glarean nach Freiburg über. Nun vermag auch Erasmus nicht mehr zu bleiben, er ohne Glarean

nur auf sich selbst gestellt, vereinsamt und gegenüber der zunehmenden Zeitströmung vollständig isolirt. Er setzt sich auch in Bewegung und zieht dem vorangegangenen Glarean nach, allerdings nicht ohne gewisse Bedenken. Die Leute zu Freiburg, schreibt Erasmus in einem Brief, sind abergläubisch, ich muss dort die Fasten strenge halten. Freilich habe ich vom Papste ein Dispensationsbreve. Aber anderseits kann ich schon seit langer Zeit auch keine Fische mehr essen. Im April 1529 ist Erasmus auch in Freiburg und also wieder bei Glarean. Der letztere fühlte sich in Freiburg sehr wohl und schnell heimisch. Er rühmt zu Freund Pirkheimer die Stadt nach aussen und innen. Die herrlichen Bäche, sagt er, die reinlichen und bescheidenen Leute, die alten noch heilig gehaltenen Gebräuche, das alles gefalle ihm ausserordentlich gut und mache ihm die neue Heimath lieb. Er habe noch nie etwas weniger bereut als seinen Zug von Basel nach Freiburg. Nun richtete er wieder seine Burse ein und miethete sich in der Nähe des Predigerklosters ein Haus dazu. Er war darauf schon deshalb angewiesen, weil sein anfängliches Gehalt noch zu gering war und jährlich nur 42 Gulden betrug. Aber auch abgesehen von diesem äussern Grunde war es noch weit mächtiger der innere Zug dazu, der ihn in Freiburg so wenig verliess als zu Basel, Paris und Köln. Er hätte nicht mehr Glarean sein müssen, wäre es ihm möglich geworden, auf einmal das Ideal fallen zu lassen, das ihn bis zur Stunde hoch gehalten, auf einmal aus den erhabenen Sphären hinabzusinken, wo er, wenn auch die irdischen Sorgen daneben standen, des Geistes höchste Befriedigung genossen hatte. Hier, dürfen wir ihm zum Ruhme, uns zum Troste sagen, hier ist sich Glarean gleich geblieben, gleich in seinem frischen Sinn und regen Interesse für die „schönen Wissenschaften“ mit ihren reichen Schätzen, und gleich in seiner unverdrossenen Thätigkeit für Bildung der akademischen Jugend und für höheres Verständniss des klassischen Alterthums. Er entfaltete auf diesem seinem eigentlichen Lust- und Lebensgebiete zu Freiburg einen erstaunlichen Fleiss und eine seltene Kenntniss, bald als Lehrer in den öffentlichen Kollegien und im häuslichen Schülerkreise, bald als Bearbeiter klassischer Autoren und anderer Werke. In den Kollegien las er den Livius und zwar in einer neuen Weise und Auffassung, indem er vorzügliche Anmerkungen beibrachte und über den Schriftsteller eine lichtvollere

Erklärung verbreitete. Er hatte überhaupt Plan und Hoffnung, vermittelst einer neuen Ausgabe seine Zeitgenossen in ein besseres und lehrreicheres Verständniss dieses römischen Geschichtschreibers einzuführen, da man denselben bisher nur oberflächlich und wie im Dunkel gelesen, nicht aber mit dem klassischen Sinn erkannt und bis auf die Tiefe der Ideen durchdrungen habe. In der Burse las er mit seinen Zöglingen den Homer, Ovids Metamorphosen und den Virgil. An manchen Tagen zählte er fünf Lehr- und Lesestunden. Zwischen hinein fielen viele andere Sorgen und Mühen mit seiner Anstalt. Dieser rastlose Fleiss, den Glarean als Lehrer und Schriftsteller darthat, blieb denn auch zu Freiburg nicht unbeachtet und trug seine Früchte. Schon nach einem Jahre, Ende Januar 1530, wurde er zum ordentlichen Professor der Poesie befördert und erhielt nun das gewöhnliche Gehalt von 52 Gulden. Von einer andern Seite erwachsen ihm abermals Lorbeeren öffentlichen Ruhms. Es war wieder Erasmus, der die wissenschaftliche und pädagogische Thätigkeit Glareans hervorhob und die Aufmerksamkeit der Zeit bei verschiedenen Anlässen darauf lenkte. Im Jahr 1531 erschien eine neue Ausgabe des Livius. Sie enthielt das von Grynäus entdeckte Fragment und war zugleich mit der Chronologie versehen, welche Glarean zur römischen Geschichte des Livius mit ausserordentlicher Gründlichkeit und Vollständigkeit ausgearbeitet hatte. In der Vorrede zu dieser Ausgabe erklärt Erasmus, Glarean sei derjenige Gelehrte, der die schönen Wissenschaften in Freiburg recht zu Ehren bringe und damit sowohl der Universität als dem ganzen Land einen hohen Dienst erweise. In ähnlichem Sinne spricht sich Erasmus in Briefen an gelehrte Freunde aus. In einem Schreiben an den Cardinal und Bischof von Trient unter dem 19. Mai 1532 nennt er Glareans Haus sammt den Zöglingen eine segensreiche Pflanzstätte der schönen Wissenschaften und eine eigentliche Zierde der Universität. Der Unterricht Glareans sei vortrefflich und dabei vielseitig, er verbinde die Philosophie mit der Poesie, die Geschichte mit der Mathematik. Zudem führe Glarean, was vor allem aus Beachtung verdiene, einen Wandel unbescholtener Sitten und untadelhafter Moral. Aber auch darauf hin dürfen wir nicht den Schluss machen, die Freundschaft zwischen Erasmus und Glarean, die wir ja schon mehrmals als ein zerbrechliches Glücksbild kennen gelernt haben, sei nun hier zu Freiburg zu einer grossen Stärke gelangt

oder gar zu einem unauflöslichen Bunde der Herzen geworden. Das ist hier so wenig als anderswo geschehen und hätte auch nie geschehen können. Denn zu einem solchen Herzensbunde fehlt dem grossen Gelehrten Erasmus immer und immer das Hauptelement, nämlich eben das Herz selbst. Ueberdies tritt jene Unbeständigkeit des Sinnes, an welcher Erasmus wie an einer Krankheit litt, bei ihm mit dem steigenden Alter immer kläglicher hervor. Hatte Erasmus früher auf Klöster und Mönche nicht Pfeile des Spottes geschossen, über sie nicht Geisseln des Gerichtes geschwungen? Und jetzt, zu Freiburg, kann er der schönen Worte nicht genug finden, beide, Klöster und Mönche, bis in den Himmel zu erheben. Freilich erntet Erasmus dafür seinen Lohn, wie er selber voller Freude meldet. Der Prediger der Franziskaner nennt in seinen Kanzelvorträgen sehr oft den Namen Erasmus und spendet ihm volles Lob. Den gleichen Wankelmuth verräth Erasmus einen Tag um den andern gegen die Stadt Freiburg. Das eine Mal fühlt und nennt er sich in Freiburg ganz behaglich, das andere Mal so unbehaglich, dass er Miene macht, die Stadt in nächster Zeit wieder zu verlassen. Er hatte sich ein eigenes Haus gekauft und sich darin nach Wunsch eingerichtet. Von der Universität äusserte er sehr zuversichtlich, es stehe ihr eine blühende Zukunft bevor und besonders werde die Theologie, die jetzt in einem lässigen Gange sei, in kurzer Zeit einen neuen Aufschwung bekommen. Er liess sich als Professor der Theologie einschreiben und man hegte allgemein die Erwartung, er werde nun selber Vorlesungen halten. Allein er hielt nicht eine einzige und that statt dessen zu jedermanns Erstaunen etwas ganz anderes. Auf einmal im Sommer 1535 machte sich Erasmus von Freiburg weg und zog wieder nach Basel. Seinen Hausrath liess er sich nachschicken. Ueber den räthselhaften Abmarsch schrieb er einige Monate später an Glarean, er wolle lieber unter den Türken wohnen als länger solche Qualen, cruciatus, aushalten, wie er sie in Freiburg ertragen habe, möge daran nun das Klima schuld gewesen sein oder die üble Behandlung — *mala tractatio!* — Und doch fügt er hinzu: Ich beklage mich weder über den Stadtrath noch über die Universität noch über die Bürger. Ich wünsche ihnen alles Glück. Es sind andere Dinge, die man nicht in einen Brief setzen kann. Sollte es ihm jemand missdeuten, dass er nach Basel, in eine protestantische Stadt zurückkehre, so erkläre

er, in Betreff der Religion habe er sich nicht um ein Haar geändert. Von neuen Lehren handle es sich bei ihm ganz und gar nicht. Das war sein letzter Brief an Glarean. Damit war auch der Stern der Freundschaft, der zu Freiburg zwischen beiden zu neuem Glanz gekommen schien, abermals in seinen erbleichenden Niedergang gesunken. Sehr gut konnte Glarean bei Erasmus' Abreise von Stund an merken, dass er schon wieder nicht mehr der Vertrauensmann seines hohen Gönners sei. Denn Erasmus gab nicht dem viel gelobten Freund Glarean, sondern einem ganz andern Bekannten, dem Theologen Bär, den Auftrag, derselbe möchte ihm theils das Haus, das Erasmus zu Freiburg gekauft hatte, wieder verkaufen, theils andere Geschäfte besorgen. Noch mehr. Gleich als wollte Erasmus die treue Gesinnung Glareans in Zweifel ziehen, führte er in mehrern Briefen an Freunde eine sehr zweideutige Sprache. Er habe, schrieb er, zu Basel die aufrichtigsten Freunde wieder gefunden, wie er sie zu Freiburg nicht gehabt habe und nicht habe finden können. Zu Freiburg sei ein falschgefärbter Freund, *fucatus amicus*, dessen Namen er ein anderes Mal an den Tag geben werde. Bald darauf den 12. Juni 1536 starb Erasmus und hatte in seinem Testament die meisten seiner Freunde mit namhaften Geschenken bedacht, nur unsern Glarean nicht! Um diese Beleidigung zu verdecken, schickte Amerbach, der Haupterbe des Verstorbenen, aus der Verlassenschaft ein silbernes Gefäß an Glarean.

So lief das Verhältniss aus, das sich zwischen Glarean und Erasmus mit der ersten Stunde der Begegnung innigst gestaltet hatte, dann bald stieg und bald sank, nie lang einen zuverlässigen Stand behielt und mit dem letzten Bruch die immer neben her schwebende Ahnung bestätigt, die beiden Männer haben einander nie von innen angehört, sondern sind von der Macht andrer Elemente zu einander herangezogen und an einander gefesselt worden. Der eine, Glarean, ist von dem Wissensglanz des andern gefangen genommen und in dessen bewunderter Nähe wie durch einen blendenden Zauber festgehalten worden. Der andere, Erasmus, durch die ihm gewidmete Bewunderung geschmeichelt, hat ihm wie ein Herr seinem Diener die gnädige Gunst zugewendet, so weit und so lange die unterthänige Ergebung Glareans diese Gunst zu bewahren vermochte. Das ist alles. Von einer andern höhern Beziehung oder

Verbindung können wir nicht reden. Was hat nun Glarean für einen Gewinn aus dem ganzen Verhältniss davon getragen, in das er zu Erasmus so mächtig und immer von neuem hereingelockt worden ist? Es sind vorübergehende Anwandlungen, welche die Seele überlaufen und sich wieder verlieren. Es sind unhaltbare Momente einer erhöhten Stimmung oder Begeisterung wie in jenen Stunden, da Glarean durch Erasmus Christum als ein im Feuer vorgehaltenes Bild zu sehen glaubte und dafür erglühte, aber das Bild wieder verglimmen liess und daran selber verglomm. Einen bleibenden Segen hat Glarean aus der Nähe und aus der Ferne des Erasmus nicht mit sich genommen und nicht bei sich behalten. Es ist uns keine Frage, dass ihm jener lebenswürdige Cäsarius zu Cöln für Geist und Gemüth, für seine Studien und seinen Lebensberuf viel mehr dargereicht hat als der auf der Stufenleiter der Gelehrten weit höher gestiegene Erasmus. Wenn wir von einem Erbtheil zu reden haben, das von Erasmus auf Glarean abgefallen und an ihn hängen geblieben ist, so ist dies, wie wir es mit unserer ganzen Wehmuth noch einmal sagen müssen, leider! kein Segen, der ihn in's Licht setzt, sondern ein Unsegen, der ihn und seine Tage mit Dunkel verhüllt. Das ist die Feindseligkeit gegen Reformation und Reformatoren. In derselben liess sich Glarean noch weiter treiben als Erasmus selbst, der sie mit seiner gewandten Dialektik besser zu verhehlen und mit seiner Wandelbarkeit sich der augenblicklichen Lage klüger zu accomodiren verstand. Auch hier in Freiburg konnte sich Glarean nicht bezwingen. Er war doch nun vom Schauplatz der reformatorischen Bewegung abgegangen und sah derselben von Freiburg aus in ziemlicher Entfernung zu. Man sollte denken, er sei, da die Dinge nicht mehr so nahe an ihn herankommen, etwas ruhiger und besonnener geworden. Aber er wird immer bitterer und schreibt immer gereizter. Diejenige Person, an der er auch von Freiburg aus einen bissigen Zahn wetzen zu müssen glaubt, ist noch immer Oekolampadius. Das eine Mal verkehrt er diesen Namen in einen Oekodiabolus, das andere Mal in einen Schlampadius. Dann zählt er allerlei schlimme Dinge zusammen, die Oekolampadius zu Basel in seiner gewaltthätigen Herrschaft treibe, Er verdiene die Verachtung aller Welt.

Aus lauter Aergerniss ob der Glaubensneuerung trug Glarean kein Bedenken, sich in Freiburg gegen das Haus Oestreich als

Landesfürsten, ferner gegen die Stadt und die Universität auf jegliche Weise verbindlich zu machen. Er gieng die Verpflichtung ein, sich von der Ansteckung aller Neuerungen strenge fern zu halten und in seine Lehrstunden oder Vorträge nie etwas einzumischen, was irgend wie nach Ketzerei rieche. Aber noch viel greller fährt Glarean auf die Glaubensneuerer in einem Briefwechsel los, den er um diese Zeit mit einer hochbefreundeten Persönlichkeit anhebt. Das ist der Briefwechsel mit Aegidius Tschudi. Die Bande dieser Freundschaft sind, wie bekannt, nicht erst zu knüpfen, sondern vielfältig schon in der Vergangenheit geknüpft worden. Voraus war ja Aegidius Tschudi Glareans Schüler gewesen und zwar einer der fleissigsten und ausgezeichnetesten Schüler. Sodann hatte sich die gesammte Familie Tschudi gegen Glarean zu allen Zeiten ausserordentlich wohlwollend und freundschaftlich erwiesen. Endlich hatte Aegidius Tschudi eine Verwandte Glareans, Namens Anna Stucki geheirathet, ohne Zweifel eine Tochter von der Schwester Glareans. Die Heirath war den 15. August 1533 vor sich gegangen und Glarean hebt dies und alle andern freundschaftlichen Beziehungen in einem Brief an Aegidius Tschudi ausdrücklich hervor. Wir können es sehr wohl begreifen, dass sich Glarean in das erschlossene Freundschaftsverhältniss mit einer wahren Sehnsucht einliess und darin wie in einer heimischen Zufluchtsstätte auf irrender Fahrt Beruhigung und Stärkung fand. Die Beziehungen zu Erasmus waren ja nun für immer abgebrochen und hatte es in denselben auch manche Täuschung, manche Störung gegeben, so liess der gänzliche Abbruch eines lange unterhaltenen Verhältnisses in Glarean's Gemüth immerhin eine Lücke zurück. Ein anderer Freund, Wilibald Pirkheimer, war ihm in Nürnberg gestorben, dessen Tod ihm wahrhaft eine Perle zertreten, ein Licht gelöscht hatte. In seinem eigenen Hause hatte Glarean schon Jahre lang ein tägliches Weh. Seine Frau, mit welcher er in glücklicher, wie wohl kinderloser Ehe lebte, kränkelte unaufhörlich und wurde ihm denn auch im Herbst 1539 im Sarge von der Seite getragen. So sah sich Glarean dahin und dorthin schmerzlich vereinsamt und die Welt um sich herum öder und öder werden. Wer will es ihm verargen, wenn er für die vielen zerrissenen Bande ein neues wo möglich wieder recht inniges zu knüpfen eilt? Wie ein verschlagener Schiffer, dem der Sturm die werthvollsten Kleinodien aus dem Fahrzeug gerissen

hat, streckt Glarean seine Hand zu dem geliebten Aegidius Tschudi hin, an ihm einen Ersatz für die verlorenen Schätze zu bekommen. Aber es liegt noch ein anderer Magnet da, der ihn doch noch viel gewaltiger zu diesem Freunde hinzieht und das ist die gleiche Gesinnung und Stellung, welche auch Tschudi für den alten Glauben und gegen die Reformation behauptete. Von jetzt an ist Glarean für das Werk der Reformation unwiderbringlich verloren und jeder, auch der letzte Strahl der Hoffnung verblichen, es werde vielleicht noch einmal eine Stunde schlagen, in der von Glareans Augen die Schuppen starrer Blindheit abgezogen oder er auch nur zu einer Art Reue geführt werde, er hätte sich gegen Männer so hohen Geistes und Charakters wie Zwingli und Mykonius nie verfehlen sollen. Die Möglichkeit, eine solche Stunde zu bekommen, ist für Glarean nun auf immer verdrängt. Er geht in die entgegengesetzte Ueberzeugung jetzt völlig über, das ist die Ueberzeugung, er habe in keiner denkbaren Weise Unrecht, er stehe vielmehr in der dringenden Abwehr eines gewaltig schädigenden Feindes, er müsse im eigenen und anderer Namen ein allgemeines Unglück beklagen und bekämpfen. Diese Ueberzeugung wird ihm, hätte sie bisher noch etwa geschwankt, von jetzt an eben deshalb zur unerschütterlichen Gewissheit, weil mit ihm ein Helfer wie Tschudi einstand, einer der hervorragendsten Eidgenossen, der als Gelehrter und Staatsmann einen grossen Ruf nicht nur in den Gauen seines gesammten Vaterlandes, sondern weit über dessen Grenzen hinaus führte. Dass eines solchen Mannes Worte doppelt und dreifach so schwer als eines andern wiegen, ist zu allen Zeiten wahr gewesen und hat sich auch bei Glarean sichtbar genug erwiesen. Aber wir wollen dem vorzüglichen Eidgenossen Aegidius Tschudi nicht Unrecht thun und ihm nicht zu viel Schuld aufbürden. Wenn sich Glarean von seinem Unmuth gegen die Reformation zu immer gröbern Ausfällen fortreissen lässt und zuletzt alles Unheil des Jahrhunderts aus der Glaubensneuerung ableiten möchte, so thut er dies aus eigener Verblendung und hat es auf eigene Rechnung zu nehmen. Wir dürfen es nicht unter den Namen seines Schülers und Freundes setzen. Denn Aegidius Tschudi hat sich, wenn er auch den Standpunkt des alten Glaubens unentwegt festgehalten hat, von diesem seinem Standpunkt aus massvoll gegen die reformatorische Seite und Partei betragen und ist nicht, über alle Schranken

der Wahrheit und Gerechtigkeit hinaus, in eine leidenschaftliche Gereiztheit gerathen. In den 38 Briefen, die Glarean an seinen vertrauten Aegidius schreibt, stehen die heftigsten Stellen immer da, wo er auf die verhasste Bewegung in den Glaubenssachen zu reden kommt, und das geschieht eben nicht selten. Der Aerger schlägt immer wieder durch, auch da, wo es sich um andere friedliche Dinge handelt. Er ist das *cæterum censeo*, in welchem Glareans Herz und Feder so gerne zu ihrem Schluss kommen. Gut für ihn und angenehm für uns ist es, dass bei ihm vielerlei Abwechslung vorhanden ist und er aus der Kirche wieder in seine Burse, aus dem Glaubensstreit in sein Wissenschaftsfeld übergeht, wo wir dann lieber bei ihm weilen und an ihm Tugenden beschauen, unter denen sich die andern Bitterkeiten für eine Zeit wieder verlieren. Gehen wir auch jetzt, um an jenem bösen Einerlei nicht selber zu stark erbost zu werden, für eine Zeit zu andern Dingen über, die uns auf seinem Lebenswege bald in seinem Hause, bald in seiner Schule, bald in seinem Gesellschaftsverkehr begegnen. Wir werden, wie wir uns jetzt schon vornehmen müssen, von selbst wieder oft genug auf jenes bittere Thema zurückgetrieben werden.

Nach dem Hinschiede seiner Frau, um die er innige Trauer trug, blieb er doch nicht gar lange vereinsamt, was sich aus seinen Verhältnissen besonders in Rücksicht auf die Anstalt der Zöglinge begreifen lässt. Wir sehen ihn nach einigen Jahren in zweiter Ehe und zwar mit Barbara Speyr, der Wittwe jenes Doktor Wonnecker, der als Rektor der Universität Basel an den Kirchthüren alberne Thesen gegen Luther angeschlagen und zu einer Disputation eingeladen hatte. Damals, im Jahre 1522, war Glarean noch im Stande, sich über des Rektors Dummheit und Eitelkeit lustig zu machen. Wahrscheinlich war Wonnecker, als die Sache der Reformation zu Basel durchgedrungen war, mit seiner Frau ebenfalls nach Freiburg gezogen und hier gestorben, und Glarean gelangte auf solche Weise dazu, die Wittve zu ehelichen. Er spricht sich übrigens, wie wohl ihm auch diese Ehe keine Kinder brachte, sehr zufrieden aus. Er lebe mit dieser zweiten Frau so glücklich als mit der ersten. Er habe sie desshalb auch in sein Testament aufgenommen und sie als Erbin eines Theils seiner Habseligkeiten eingesetzt. So fand sich Glarean nun wieder in seinem gehörigen Geleise und arbeitete an der Universität wie in seiner häuslichen Bil-

dungsanstalt mit dem unverdrossensten Eifer. In der letztern lernen wir ihn gerade hier, zu Freiburg, erst recht von der liberalen Seite kennen, wie er jenen freien Zug des ächten Humanismus zur Geltung kommen lässt, den er in Köln von seinem ausgezeichneten Lehrer Cäsarius geerbt und im Wesen selbiger Bursen erfahren hatte. Er unterhielt mit seinen Zöglingen ein ganz anderes Verhältniss und ein ganz anderes Verfahren als es in den übrigen gewöhnlichen Anstalten der Zeit vorwaltete. In allen diesen Schulen wurde noch immer ein unerträglicher Pedantismus gehandhabt. Man regulirte die Schüler mit den kleinlichsten Vorschriften in steifer Formenreiterei bis auf die Kleidung, Tuch und Farbe herunter. Das richtete sich zudem nach den Ständen, den Schülern höherer Stände war mehr erlaubt als denjenigen aus untern Volksklassen. Ueber alle diese Kleinlichkeiten und Aengstlichkeiten setzte sich Glarean hinweg. Er gestattete seiner Burse sehr vieles, was anderswo verboten und verpönt war und vertrat hauptsächlich mit ungescheuter Freimüthigkeit den Grundsatz, es sollen alle Schüler ohne Unterschied nach den gleichen Vorschriften und Rechten behandelt werden. Dadurch erregte er vielfach Anstoss und gerieth in widerwärtige Konflikte mit den Behörden, besonders mit dem akademischen Senat, vor dem er sich öfter zu verantworten hatte. Seine Zöglinge, die Glareanisten, hiess es, erlauben sich in allen Dingen zu viel, sie überschreiten das Mass der Zucht und Ordnung, sie übertreiben Spiel und Scherz bis zur Ausgelassenheit. Sie erfrechen sich ja, wurde ihnen einmal vorgeworfen, ihre Mäntel über die Achseln zurückzuschlagen. Das dürften nur die Schüler vom Adel thun, andere aber nicht. Als hierauf die Glareanisten erwiederten, was dem Adel recht sei, sei auch ihnen erlaubt, hiess man sie schweigen und nannte ihre Entgegnung ein ungeziemendes Geschwätz. Ein Professor Kügelin, der neben der glarnerischen Burse wohnte, beklagte sich, die Glareanisten schrieen und lärmten so sehr, dass er nicht mehr studiren könne. Der Senat schickte Glarean den Beschluss zu, seine Zöglinge dürften in Zukunft nur noch zwei Stunden Erholung haben, die andere Zeit sollten sie arbeiten. Ein anderes Mal wurde geklagt, die Glareanisten hätten am Fest der Heimsuchung Mariä, *visitationis divæ Virginis*, fast den ganzen Tag getanzt. Der Rektor sandte den Pedell hin und wäre scharf eingeschritten, wenn ihm nicht berichtet worden wäre, Glarean werde

für seine Burse eine andere Wohnung suchen und eine andere Ordnung einführen. Zwei seiner Zöglinge, sein Stiefsohn Joh. Ludwig Wonnecker, und ein Vetter, Jodocus Loriti, mussten sich dem consilium abeundi unterziehen und die Universität verlassen, freilich, wie es scheint, nicht ganz ohne Grund, da sie ihren Unfleiss und ihren Muthwillen zu weit getrieben hatten. Aber auch andere Scholaren, ausser den Glareanisten, machten sich daran, den masslosen Pedantismus, auf dem die Universität herumritt, zu missachten und wagten es sogar, ihn im offenen Spiel zu verhöhnen. Sie bildeten eine Narrenzunft und wollten die Massregeln der akademischen Heiligmachung ungefähr auf dieselbe Weise zum Gespött halten wie das »Narrenschiff« des Sebastian Brand oder das »Lob der Narrheit« des Erasmus die Thorheiten der Kirchen und Klöster geisselten. Die Theilnehmer dieser Narrenzunft mussten freilich ihre derben Spässe genugsam büssen, sie bekamen des Carcers einsame Stunden und andere Leiden zu kosten. So streng aber auch von oben herab diese Ueberschreitungen geahndet wurden, liess sich Glarean mit seiner Bursa nicht einschüchtern und ein freies Wort nicht unter die Zunge bannen. Er brachte es nicht über sich, die akademischen Reglements kleinlichster Art, wie die Röcke der Akademiker geschnitten sein sollen, wer und wie man den Degen tragen dürfe und dergleichen abgeschmacktes Zeug zu lesen, ohne darüber seine Satyre ergehen zu lassen. Der Senat sah sich veranlasst, ihn an seine Verpflichtungen zu erinnern, die er gegen die Universität übernommen habe. Wer wollte in allen diesen Lächerlichkeiten eines hin- und herjagenden Pedantismus nicht unserm Glarean Recht geben, wer sich nicht unter das von ihm entfaltete Banner des freier denkenden und geistiger aufstrebenden Humanismus stellen! Hätte es nur immer solchen Narrheiten der Zeit gegolten, wenn Glarean sein Aergerniss öffentlich in Scene setzte, er könnte unsers und vielen andern Beifalls immer gewiss sein. Aber es gibt Stunden, in denen auch er die Narrenmaske anzieht und sich von allerlei Dämonen zu Sprüngen verleiten lässt, ob denen wir zurücktreten und in ein stilles Bedauern gerathen. Hier ist es Launenhaftigkeit, dort eine schroffe Derbheit, dann wieder des Alters mürrische Verdriesslichkeit, am häufigsten immer wieder jene Erbitterung gegen die neuerungssüchtige zerstörungswilde Welt seines Geschlechtes. Diess alles bemächtigt sich von Zeit zu Zeit seiner Seele und ent-

fremdet ihn sich selbst und seiner bessern Natur so sehr, dass wir ihn, wenn wir das Bild Glareans, wie er zu Köln, Paris und theilweise noch zu Basel war, daneben halten, jetzt, hier in Freiburg, kaum mehr zu erkennen vermögen. In seinen öffentlichen Vorlesungen zu Freiburg konnte er sich nicht enthalten, gegen Lutheraner und Leute verwandten Sinnes loszufahren und ihre Sache in anstössigen Ausdrücken zu verdammen. Und doch hatte er dazu, da er ja für den Lehrstuhl der Poesie angestellt war, gar keine Veranlassung und musste den Stoff mit den Haaren herbeiziehen. Sogar der Senat der Universität Freiburg, der sonst, wie bekannt, mit dem Schild der Orthodoxie jeden Freund des alten Glaubens schirmend zudeckte, war betroffen, wie es Glarean auf seinem Katheder trieb, und sah sich genöthigt, ihm die Mahnung zu ertheilen, er möchte sich der steten Ausfälle gegen die Gegner in grösserer Mässigung enthalten. — Einen besondern Auftritt erzählte Glarean selber dem Rektor der Universität. Eines Tages war ein Fremder, Dietrich Reifenstein, nach Freiburg gekommen. Er traf mit Glarean auf einem Strassenplatz zusammen, rühmte sich vor ihm, Luthers Frau sei seine Base und erhob vermuthlich mit Lobsprüchen Luther und dessen Sache selbst. Dabei beging der Fremde freilich den Fehler, auf sämtliche Professoren zu Freiburg loszuschlagen. Hierüber gerieth Glarean in einen solchen Zorn, dass er, wie er selber sagte, über den Mann hergefallen wäre und ihn durchgeprügelt hätte, wenn sich nicht andere Leute zwischen sie beide in's Mittel gelegt hätten. — Einen andern Akt, auch nicht eben von rühmlicher Art, berichtet sein Freund Aegidius Tschudi in der Glarnerchronik. Vom Domkapitel Basel waren die Kapitularen ebenfalls nach Freiburg gewandert und zwar in Begleit ihrer Haushälterinnen. Sie führten aber hier ein so ärgerliches Leben, dass sich der Stadrath von Freiburg im Jahre 1543 genöthigt sah, gegen diese Herren einzuschreiten. Da habe sich Glarean zu ihrem Schutze herbeigelassen, sei mit seinem langen Rosenkranz vor den Rath getreten und habe sehr gebeten, man möge die Herren doch unverkümmert bei ihrem bisherigen Brauche belassen, mit den Begleiterinnen gemeinsam zu haus halten, sonst laufe der freiburger Rath Gefahr, dass man ihn für lutherisch ansehe. — Ein possirliches Stücklein widerfuhr ihm in Zürich. Er war, als hier die Reformation bereits des Volkes Mehrheit gewonnen hatte, auf einer Reise bei schlechtem Wetter in die

Stadt gekommen. Sein eigener Rock war durchnässt, und da Glarean noch Besuche machen wollte, bat er den Wirth zum Schwert, wo er abgestiegen war, um einen andern. Der Wirth kannte den Gast und versicherte ihn, er habe nur noch einen einzigen Rock, das sei ein gelber, der schicke sich nicht für den Herren Glarean. Wahrscheinlich war der Rock ein Toilettenstück zur Maskerade bei einem Fastnachtscherz. Nichts desto weniger zog Glarean den gelben Rock an und ging darin aus. Kaum aber war er auf der Strasse, so umringten ihn die Knaben und riefen ihm spottend nach: Ei seht doch in dem Rock da den Herrn Glarean, dessen Verse wir lernen müssen! Als Glarean wieder in den Gasthof zurückkam, begrüßte ihn der Wirth mit dem biblischen Spruche: Aus dem Munde der Kinder und Unmündigen hast du dir ein Lob bereitet! Für den Augenblick wusste auch Glarean nichts besseres als den Aerger zu verbeissen und selber mitzulachen. — Etwas trifftiger hat Glarean seine Meinung bei einem andern Anlass angebracht. Er war zu einem Mahle geladen, wo der Wein in Messkelchen aufgestellt wurde. Sobald Glarean das bemerkte, machte er Miene, fortzugehen. Man räumte nun die Kelche weg, überliess sich aber immerhin der Fröhlichkeit. Zufällig kam man auf religiöse Dinge zu sprechen. Ein anwesender Prediger, der Glareans Missfallen ahnte, wollte zuvorkommen und sagte zu Glarean, er sei ja ein Professor der Poesie und nicht der Theologie, er lese über nichts Kirchliches. Ganz richtig, habe Glarean geantwortet, das thut ihr, wie es eure entweihten Kelche soeben bewiesen haben. Ich bin Dichter und lese nicht kirchliche Dinge, wie ihr kirchliche Dinge zusammenleset und daher die eigentlichen Kirchenleser seid. *Ego sum poeta et non lego sacra, quemadmodum vos legitis sacra. Ergo vos estis sacrilegi.* Das Wortspiel liegt in *sacra legere* und *sacrilegus*, und lässt sich im Deutschen nicht mit einem einzigen Worte ausdrücken. Die Worte *sacra legere* bedeuten einerseits wohl über kirchliche oder heilige Dinge lesen, aber sie auch zusammenlesen, auf- und wegräumen, daher *sacrilegus* auch Kirchenräumer, Kirchenräuber, Heiligthumsschänder heisst. Der Stich, den Glarean der etwas frivolen Gesellschaft versetzt, ist daher schlagend und fein zugleich. — In gröberer Weise benahm sich Glarean gegen einen Freund der zürcherischen Reformation, Joh. Wilhelm Stucki, und liess überwallenden Missstimmungen freien Lauf. Der Reisende, ohne

Zweifel ein Anverwandter Glareans, besuchte ihn in Freiburg. Du bist, fuhr ihn Glarean sofort an, also auch einer von denjenigen, die das Evangelium im Munde und den Teufel im Herzen haben! Der junge Mann hielt sehr gut an sich und entgegnete ebenso bescheiden als klug, er habe nichts anderes gewünscht als von seinem berühmten Landsmann irgend etwas zu hören, dessen er sich noch in der Erinnerung gefreut hätte. Nun aber, nach einem solchen Empfange, müsse er bekennen, Glarean habe mit den Musen die Grazien nicht vereint, *Glareanum Gratias cum Musis non conjunxisse*. Von der Antwort in's Herz getroffen lenkte Glarean ein, entschuldigte sich, das Alter bringe ihm mancherlei Beschwerden, und zeigte dem Gast seine Sammlung römischer Münzen, so dass sie beide zuletzt in aller Freundschaft von einander schieden.

Aber weitaus im ungehemmtesten Lauf und im schrankenlosesten Mass schüttet Glarean im erwähnten Briefwechsel mit Aegidius Tschudi seinen Unwillen über die Reformation und alles aus, was mit derselben in Verbindung stand oder in Berührung trat. Hier schreibt er mit dem sichern Gefühl, er rede zu einem gleichdenkenden Freunde und habe, wie arg er es auch mache, nicht zu fürchten, dass er mit dem ausgegossenen Zornesbecher übel ankomme oder sich selber Gefahren bereite. In diesen Briefen folgen aufeinander die gehässigsten Aeusserungen und wieder die schreckhaftesten Schilderungen, bald über einzelne Personen, bald über Begebenheiten des Tages, bald über die ganze Zeit. Die jetzige Jugend, schreibt er 1550, ist so durch und durch schlecht, dass sie Sodoma und Gomorha ganz nahe steht. Trunkenheit, Treulosigkeit, Gottlosigkeit, Entehrung des Heiligen und Verachtung des Höchsten hat sich aller Gemüther bemächtigt. Nie war die Welt verderbter als gegenwärtig. Im Jahr 1553: Welche Laster! Welche Gottlosigkeit! Welch' ruchloses Jahrhundert! Aber freilich, wozu die Klagen? Besser wäre es, mit Demokrit über das tolle Treiben der Menschen zu lachen und diesem Trauerspiele stillschweigend zuzuschauen. Gott allein kann helfen. Daher habe ich auch allem entsagt. So will ich meines Gottes und Erlösers harren, bis er mich von dem Elende dieses Lebens abrufft. Er wünscht die Tage herbei, mit denen alle kirchlichen Neuerungen wieder in Vergessenheit versinken, und begrüsst frohlockend jeden Sieg, den der alte Glaube feiern kann. Als die katholisch gesinnte Maria 1553 auf Englands Thron

gekommen war, schrieb er unter dem 19. April 1555 an Tschudi: Du hast doch von dem Wunder gehört, wie durch eine Jungfrau ganz England zur Unterwürfigkeit unter die Kirche zurückgekehrt ist. So, hoffe ich, würden auch unsere Krebsgeschwüre, *carcinomata*, geheilt werden, wenn wir noch zwei oder drei Tschudi hätten. Am 1. Juli 1558 wiederholt er seine Lobpreisung, dass England zum Katholizismus zurückgeführt sei, und fängt den Brief mit den Worten an, Tschudis letzter Brief habe ihn unendlich gefreut, nicht sowohl desshalb, dass Tschudi so gesund als dass er so gut und standhaft katholisch sei. Dass du Feinde hast, fährt Glarean fort, auch Christus hatte solche. Eine reine und hohe Tugend war nie ohne Feinde. Wenn diess in allen Jahrhunderten so war, warum nicht im jetzigen, im schlechtesten aller andern? Er wundere sich nicht mehr, wenn gesagt werde, ein Ketzer könne selten wieder zur ächten Lehre zurückgebracht werden. Ketzer seien stumpfer als Klötze, härter als Granit und marpesischer Marmor. Das sehe er an seinem Vetter Johannes Loriti, der auch so ein bleierner Esel sei. — Wenn man irgendwo darauf bedacht war, unverkennbare Uebel der Kirche abzustellen, die Glarean früher selbst beklagt oder gar verurtheilt hatte, wie ganz anders stellt sich der unversöhnlich misstimmte Greis jetzt dazu und nimmt die ärgsten Missbräuche in Schutz, wären sie auch von offenkundigen Verderbnissen begleitet. Er hatte vernommen, dass mehrere deutsche Bischöfe bei dem Kaiser darauf dringen, den Cölibat des Priesterstandes aufzuheben. Darüber lässt sich Glarean in einem andern Brief an Tschudi mit bissigem Spott aus und bemerkt, den Priestern liege jetzt mehr die Venus am Herzen als Christus. Und im nämlichen Briefe, in welchem er die Priesterehe verdammt, preist er seinen Freund Tschudi und sich selbst höchst glücklich, dass sie beide zum zweiten Mal geheirathet haben! Sehen wir nicht, dass der alte Mann aus Vernunft und Fassung hinausgerathen ist? — Auch die Gelehrsamkeit hat ihm die Schwingen nicht mehr, ihn in der Höhe klarer Erkenntniss zu halten. Lieber gibt er sich, der Wissenschaft und Bildung zum Trotz, einem Wahn, lieber dem baaren Aberglauben hin und deutet zufällige Kleinigkeiten in einem verkehrten Sinne. Durch das protestantische Sachsen waren die päpstlichen Legaten im Purpur gezogen und von den Gesandten Venedigs begleitet worden. Die Kinder sammelten sich um die rothen Mäntel auf den

Strassen und riefen ihnen, der Farbe wegen, Wolf! Wolf! nach. Darüber spricht nun Glarean in einem Brief von 1561 seine völlige Entrüstung aus. Die Legaten und Gesandten, setzt er noch hinzu, seien fast gesteinigt worden, *saxis petitos*. Solche Aufführung, bemerkt er dann und macht ein Wortspiel dazu, schicke sich für ein Sachsenvolk, *saxeam gentem decent!* — Als die Russen, *moscoviti*, den Feldzug gegen die Deutschherren, *Domenicos Teutonicos*, eröffneten, gibt Glarean der Sache wieder eine ähnliche Auslegung. Die Russen, sagt er, zogen desshalb aus, weil die Deutschherren die Christusbilder und die Heiligen aus den Kirchen entfernt hatten. Damit wollten die Russen zeigen, dass sie bessere Christen seien, als die lutherischen Deutschherren! — An den Teufel spricht Glarean einen festen Glauben aus, er, der hochgelehrte, klassisch gebildete Mann! Es sei durchaus denkbar, sagt er, dass der Teufel in der Welt allerlei Spuck treibe, wenn man auch vorsichtig sein müsse, was man von den Dingen, die darüber erzählt werden, annehmen solle, und nun führt er selber solche Teufelsgeschichten von greifbarer Erdichtung an. Was ist, müssen wir fragen, aus unserm Glarean geworden? Wo hat Glarean jenen Geist gelassen, der ihm einst zu Köln für die Sache eines Cäsarius und Reuchlin die Feder geführt hat? Wo ist jener heilige Zorn hingekommen, der ihn ob der Unwissenheit und Nichtswürdigkeit der Obscuranten ergiff, ihn dort traute Freundschaft opfern hiess und ihn zuletzt von Köln hinwegtrieb? Wo haben wir jetzt den freien Muth zu suchen, mit dem Glarean noch den Sophisten in Basel und den Scholastikern in Paris entgegengetreten ist, um gegen beide Parteien das Recht der selbstständigen Forschung und das Wort der von keiner Autorität beirrten Wissenschaft zu wahren? Glarean ist mit seinen alternden Jahren Schritt für Schritt rückwärts gegangen und ist auf diesem Rückgang wieder mitten in den Satzungen angelangt, die einen hochgläubigen Bekenner der katholischen Kirche ausmachen. Aber diese katholische Kirche hat ihn als den ihrigen keineswegs anerkannt, hat ihn mit offenkundiger Demonstration von sich ausgestossen und unter die vermaledeiten Feinde der Kirche versetzt. Glarean steht auf der madrider Liste der General-Inquisition vom Jahre 1667, unter den »Schriftstellern verdammtten Andenkens, deren alle herausgegebenen oder noch herauszugebenden Werke verboten sind«, auf dem berühmten Index librorum prohibitorum et

expurgandorum novissimus, und zwar in prima classis autorum damnatae memoriae! Das ist der Dank, mit dem Glarean für seinen der katholischen Lehre und Kirche überreichlich erwiesenen Eifer belohnt worden ist!

Uebrigens war dieser Bannspruch über Glarean schon zu dessen Lebzeiten im Spiele und er selbst hatte Kenntniss davon. In einem Briefe vom 29. Juni 1559 spricht er sich über den Index und den Inquisitionsmodus Rom's so süß und so bitter aus als es ihm nach seiner damaligen Ueberzeugung und Stellung noch möglich war. Der Brief ist gerichtet an »Schulthess, Lantamman und Rädtt der V Christlichen orten Lucern, Vry, Schwitz, Vnderwalden und Zug« (abgedruckt in der Schrift: Briefe denkwürdiger Schweizer. Der schweiz. geschichtsforschenden Gesellschaft auf die Jahresversammlung in Luzern den 13. und 14. September 1875 gewidmet vom histor. Verein der V Orte). Bei den V Orten und deren Regierungen stand Glarean schon seit Jahrzehnden in günstigem Licht und gutem Rufe. Auf der Tagsatzung zu Baden den 24. April 1537 war der Antrag gestellt worden, den Poeten Heinrich Glareanus einzuladen, er möchte in die V Orte einziehen und daselbst den Kindern Unterricht ertheilen. Den 12. Juni wurde der Antrag erneuert und beigefügt, man stelle ihm frei, sich den Aufenthalt zu wählen, wo er wolle, und bitte ihn zu melden, wie viel Besoldung er begehre. Auf St. Verenatag gleichen Jahres antwortete Glarean den Herren der V Orte in einem sehr verbindlichen Schreiben. Er verdankt ihnen ihre Zuneigung, Freundschaft und Vertrauen zu ihm in warmen Worten und bemerkt dazu, wenn er sich verändern wollte, würde er nirgends lieber sein als in Städten oder Landen, »da man noch die alte ordnung der mutter, der heiligen Christenlichen kilchen hat«, wie es zur Zeit in den V Orten geschehe. Aber im Augenblick wäre ihm nicht möglich, ihrem Rufe zu folgen, da er eine kranke Frau habe und von andern häuslichen Angelegenheiten in Anspruch genommen sei. Lassen sich diese wieder einmal beseitigen und komme es, so Gott helfe, mit seiner Frau wieder besser, so wolle er ihnen zu Diensten stehen, so viel in seinen Kräften liege. Zehn Jahre später wird der gleiche Artikel des katholischen Schulwesens in einer andern Correspondenz wieder verhandelt. Unter dem Datum des Margarethatages 1548 schreibt Glarean von Freiburg aus an Caspar Bodmer, gemeiner Eidgenossen Landschreiber zu Ober-

baden, es sei eine schlimme Sache mit der neuen Secte zu Stadt und Land, sie kehre sich weder an Weltliche noch an Geistliche, weder an Universitäten noch an »gleert Lüt« der ganzen Christenheit. Der erste Anfänger der Secte, Luther, strafe in seinen Schriften doch selber diese Leute und zeige ihnen den Irrthum. Auch seien sie selber unter einander nicht eins. Nun schickten die Sectischen ihre Leute nach Wittenberg oder Marburg. Aber unser lieber Herrgott habe die zwei »näster und Ire Adler oder Kuzen ussgnon und gstrafft«, so dass Glarean dafür halte, »sy pffendt uff dem letsten löchle. Es ist ein gross gschrey von Iren glerten Lüten, aber wenig wullen«. Ihre Prädicanten freilich meinen, sie seien die besten, »so doch am tag lyt, was sy für tüggel uf die Cantzlen sezent«. Sein Rath gehe dahin, dass die Herren von den »sieben Christenlichen Orten lugtend«, wie sie in Städten und Ländern gute Schulmeister bekommen, dass die Knaben ihre Grammatik im Donat treiben, ein Fundament legen und Latein recht erfassen. Dann soll jeder Ort einen oder zwei auf eine christliche Hochschule wie Paris oder Köln oder anderswo hinschicken, mit ziemlicher Unterstützung, dass auch einem Armen zum geistlichen Stand geholfen würde. Ferner wolle ihn, sagt Glarean, bedünken, St. Gallen und andere »Gotzhüser« sollten darnach trachten, dass sie wieder junge Leute auferziehen oder anderswohin schicken würden, etwas rechtes zu lernen. »Es ist vor alten zyten gar ein herrlich wesen gsin zu sanct Gallen im Gotzhus mit gleerten lüten, möcht noch wol ein herrlich wesen mit gleerten lüten wieder werden.« Wenn Einer so aufwachse und etwas könne, so finde er an zehn Orten »plätz und Ständ, je länger je mehr. Das Interim wirt gleert lüt werd machen.« Er schreibe dies in grosser Eile und von Geschäften beladen. Was er den Herren in seinen bescheidenen Diensten leisten könne, wolle er ihnen zu jeder Zeit gerne thun. Wir sehen aus diesem gesammten Schriftwechsel einerseits, dass Glarean in einem vertrauten Verhältniss zu den V Orten stand, anderseits, mit welchem Eifer er Partei für den alten und gegen den neuen Glauben nimmt. Er weiss sich mit den VII Orten in diesem Punkt und Standpunkt völlig einverstanden. Eben nun hieraus lässt es sich erklären, dass er seiner Seele innerste Gedanken gegen sie unumwunden über einen so heikeln Artikel äussert, wie der Index ihm nach seinem damaligen Glaubensstand und Herzenszug war und sein musste. Und

doch ist Glarean auch den VII Orten gegenüber in einer gewissen Verlegenheit oder Spannung. Man merkt es jenem ersten oben-gemeldeten Brief von 1559 über den Index wohl an, dass Glarean nicht recht weiss, wie er sich, nachgebend oder widersprechend, ausdrücken soll. Des heiligsten Vaters, des Papstes Rätthe, sagt er darin, hätten sich vorgenommen, alle falsche Lehre und Irrthum abzuthun. Das wäre nun ein überaus gutes und göttliches Werk. »Wann sy nur mit dem ussrüten dess unkrutz nitt ouch etlich gutz korn angriffend.« Das wäre dann freilich zum Erbarmen. Sie werden erfahren, dass ein solches Vornehmen nicht viel fromme. Wenn ein jeder, der vor dem Auftauchen der neuen Secte mit einigen derselben Gemeinschaft gehalten, dann aber mit ihnen nichts mehr zu schaffen gehabt hat, des Unglaubens verdächtig sein müsste — wie sehr deutet er hier auf sich selbst! —, so würde niemand »schier sin an argwohn« (ohne Verdacht). Der Cardinal Alexandrinus habe ihm auf sein vor etlichen Monaten an ihn gerichtetes Schreiben darüber geantwortet, ein solcher Katalog — also der Index oder das Verzeichniss der Verdammten — werde niemand zu Schand und Nachtheil seiner Ehren angesehen werden. Er, Glarean, müsse jedoch dazu sagen, welcher rechte und katholische Christ möchte seinen Namen unter denjenigen verzeichnet sehen, welche öffentlich Ketzer heissen und auch von denen zu Rom dafür geachtet werden. Dass aber Ihr, meine Herren, sagt Glarean zu den Rätthen der katholischen Orte, mir schreibet, ich soll es mich nicht »ze fast« (allzusehr) bekümmern lassen, so kann ich dies leichtthin thun »denn min conscientz ist ganz unerschrocken, Gott sy eer und lob! Aber ich han es dennoch nitt gern. Gott wirt es zum besten wenden.« Im Staatsarchiv zu Luzern liegt der Abschied der den 2. September 1560 zu Luzern gehaltenen Tagsatzung der V katholischen Orte. In diesem Abschied heisst es, es soll jeder Bote (Tagsatzungsgesandte) seine Herren und Obern verständigen, wie der Cardinal von wegen Herrn Glareans schreibe. Wenn Glareanus für einen Ketzer und Abtrünnigen des Glaubens zu Rom erklärt sein solle, so achte er, der Cardinal, dafür und sei guter Hoffnung, dass, weil die VII Orte Zeugniss geben, Glarean sei ein guter Christ, dies bei Papst und Consistorium geglaubt und Glarean dieses »lümdbdens werde entschuldigt werden«. Ist dies geschehen und des Cardinals gute Hoffnung in Erfüllung gegangen? Wir haben Anlass und Ur-

sache, dies sehr zu bezweifeln. Wohl mag an einzelnen Orten und in einzelnen Kreisen der auf Glarean geworfene Bannfluch seine Schärfe verloren und der Name des gefeierten Gelehrten mit seinem weiten Ruhmesglanz den schwarzen Flecken vom Index her überstrahlt haben. Aber dass Glarean auf der Liste der Verdammten geblieben und als ausgestossener Ketzer in den geweihten Kirchensprengeln der katholischen Rechtgläubigkeit herumgeboten worden ist, beweist uns der oben bezeichnete Index aus dem fernen Spanien, der als Fluchtafel mit ächt römischer Fassung noch nach hundert Jahren Glarean seinen Platz deutlich genug anweist. Und gerade in der nämlichen Zeit, als es sich darum handelte, Glarean auf den Index zu setzen, schrieb er an Schultheiss und Rath zu Luzern, also an eine gut katholische Adresse, einen Brief, in welchem er seine Ergebenheit an den alten Glauben abermals nur zu verständlich kund thut. Es sei ihm, sagt Glarean im Brief, leider! berichtet worden, wie ein Vetter Jos Loriti bei den Herren zu Luzern verschwazt und »hinderrucks vertragen worden«, als sei derselbe lutherisch und den »Nüwgläubigen anhängig«. Das sei ihm fremd erschienen und er vermeine, man thue seinem Vetter Unrecht. Er bitte die Herren »uff das allerhöchst«, sie sollen seinen Vetter zu einer »billigen« Verantwortung kommen lassen. Denn aus der Angeberei, dass sein Vetter mit den Nüwgläubigen zu Glarus gegessen und getrunken und freundlich mit ihnen geredet habe, sei noch nicht genug erwiesen, er sei nüwgläubig. Jetzt eben, fährt Glarean fort; ist es leider! zu Glarus, in meinem Vaterlande, Gott erbarm' es! dazu gekommen, dass Einer entweder schweigen oder dann etwas reden muss, was er nicht gern thut. Sein Vetter möge den Streich lösen. Ich bitte, schreibt Glarean nochmals, »die liebe Herren uf das allerhöchst, ir wollend min Alter ansehen und ihn, den Vetter, bei seinen Diensten lassen, so ir ihm gnädiglich zu verwalten übergeben.« Sie sollen ihn doch ja zu gebührlicher Verantwortung kommen lassen. »Gott der Almechtig«, so schliesst der Brief, »welle üch in seinem waaren ungezwiffelten Christlichen glauben beschützen und handhaben.« Redet hier bei Glarean nicht eine angelegentliche Beeiferung für seinen Vetter, und zwar nicht bloß dafür, dass derselbe an seinem Platze bleibe, sondern auch dafür, dass er rechtgläubig resp. altgläubig und nicht neugläubig sei? Wird die Altgläubigkeit nicht der Neugläubigkeit, das katholische

Wesen dem reformirten in unbestrittener Weise vorangestellt und hat Glarean diese Sprache in den letzten Jahren und Jahrzehnden nicht fast in überflüssigem überschwänglichen Masse geführt? Und auf alle diese Zeugnisse treuen Glaubens, auf eine segensreiche Wirksamkeit in eigenen und öffentlichen Anstalten, auf eine Wissenschaft, welche der Kirche nicht den mindesten Schatten in den Weg legte, hat Rom mit dem Bannstrahl geantwortet und mit demselben einen vorzüglichen Mann seiner Zeit zu zerschmettern gesucht. Ist dies, fragen wir bei Glarean noch einmal, nicht der schnöde Undank, den eine Kirche und ihr Fürst an den eigenen Bekennern und Dienern in bitter quälendem Unrecht ausübt? Aber wir lassen uns den Blick nicht trüben, lassen uns die Meinung nicht fälschen! Wir fahren solchem Undanke nicht nach, so schwer uns auch Glareans Eifer für Rom und gegen Reformation auf dem Herzen liegt und so viele Male er uns Anlass gegeben hat, im aufrichtigen Schmerze zu klagen. Wir pflegen die entgegengesetzte Gesinnung und bezeugen unserm Landsmann den wohlverdienten Dank für alles, was er mit seiner Wissenschaft und Bildung an der Jugend, am Vaterland und weiter hinaus an der gelehrten Welt überhaupt gethan hat. Die herben Dornen, die er sich in unseliger Bethörung um die Jahre seines grauen Hauptes gewunden hat, sie mögen über sein Gedenkblatt düstere Striche ziehen, aber sie sollen den Ehrenkranz nicht zerreißen, den ihm für wahrhaft errungene Verdienste Musen und Menschen aufgesetzt haben und aufzusetzen verpflichtet sind. Werfen wir daher, um diesen Kranz auch unsererseits zu füllen, zum Schluss noch einen wenn nur kurz gehaltenen Ueberblick über das gesammte weite Gebiet, auf dem er sein Tagewerk in vielseitiger Richtung angelegt und in rastloser Thätigkeit durchgeführt hat. Wir werden über manche Kluft, an der wir uns von ihm getrennt wissen, doch wieder zu ihm hinübergezogen und können der für Ideale glühenden Begeisterung und dem bis zum Grabesrand ausdauernden Fleiss eine Bewunderung nicht versagen.

Am eifrigsten verlegte er sich, wie wir schon bis anhin bei manchem Anlass gesehen, auf das Studium der alten Klassiker. Aber sie nur zu studiren und dann für sich selbst zu benützen, war ihm des Zweckes nicht genug. Er erkannte, da die damaligen Ausgaben eben oft sehr mangelhaft waren, vor allem aus das Bedürfniss, dieselben einer verbessernden Bearbeitung zu unterwerfen

und sah es für seine eigene Pflicht an, selber Hand anzulegen, damit der hohe Genuss, den er aus den Schätzen des Alterthums geschöpft habe, auch andern bereitet werde. Auf dem Flügel der Begeisterung getragen hat er diese Bearbeitung an Livius vorgenommen, dem römischen Geschichtsschreiber unter Augustus, der mit der Fülle des Stoffes, der gedrunghenen Kraft altklassischen Styls, dem hohen Geist und leichten Gang der schönen Darstellung von jeher als Muster guter Geschichtsschreibung gegolten hat und insofern für Glarean selbst bei der Bearbeitung einen lohnenden Preis wissenschaftlicher Befriedigung darbot. Aber wenn man erwägt, wie gering damals die sprachlichen und sachlichen Hülfsmittel waren, um in das tiefere Verständniss dieses vorzüglichen Schriftstellers zu gelangen, so müssen wir staunen, mit welcher unermüdlichen Hingebung Glarean Jahre und Jahrzehnde über seiner Aufgabe sass und in der Forschung nicht nachliess, bis er die verworrene Chronologie bestmöglich in einen harmonischen Verlauf geordnet hatte. Er lieferte zu allen räthselhaften Stellen oder zweifelhaften Punkten seine Anmerkungen und Erklärungen, so dass diese in die tausende gehen. Von welchem Werthe nun alles von ihm in den Livius eingeschriebene Material war, das zeigt uns der berühmte Philolog Drakenborch, der in seine Ausgabe des Livius noch 200 Jahre später alle Anmerkungen Glareans aufgenommen hat. In welchem Geiste aber Glarean den römischen Geschichtsschreiber aufgefasst und verstanden hat, haben wir ja von Niebuhr gehört, dessen rühmliches Zeugniss auf einem frühern Blatte mitgetheilt ist und darthut, was für ein freier Sinn und unbefangener Blick Glarean bei seiner Arbeit begleitet haben. Die Sprache wie die Sache des geschichtlichen Textes führten ihn von selbst darauf, sich in die Geschichte, die Sitten und Einrichtungen des römischen Alterthums mehr und mehr zu vertiefen. Einmal auf diesem Wege in Gang gesetzt, kam er von einem Klassiker zum andern. Von Livius wagte er einen kühnen Schritt zu dem griechischen Geschichtsschreiber Dionysius von Halikarnass, dessen Werk nicht einmal im griechischen Text, sondern nur in einer lateinischen Uebersetzung vorhanden war und zwar voller Fehler. Glarean verbesserte unzählige derselben, fügte wieder mehrere hundert Anmerkungen und ebenfalls wie bei Livius eine richtigere Chronologie hinzu, und alles, was er bot, hat auch hier für spätere Zeiten in den Schulen und unter den Gelehrten seine

Geltung behalten. Das geschah auch mit den Anmerkungen, die er den Geschichtsbüchern des Julius Cäsar beigegeben hat. In der gleichen Weise hat er die Geschichtswerke des Valerius Maximus unter Tiberius, des Tacitus im 1., des Suetonius im 2., des Eutropius im 4. Jahrhundert nach Christus bearbeitet. Die Vorlesungen über den vorletzten Autor, Sueton, der das Leben der 12 ersten Kaiser Roms beschrieben hat, leitete Glarean am 2. April 1554 mit einem seltsamen Vortrag ein. Es ist ein Vortrag, der allerdings bei Glarean nicht vereinzelt dasteht und seinem eigenthümlichen Naturell entspricht. Er enthält aber wenn auch in gröberer Form sehr bedeutungsvolle Momente, welche in Glareans innere Gedankenwelt hineinweisen und die nur dem oberflächlichen, nicht aber dem tiefer blickenden Leser entgehen können. Die Sache ist überhaupt nach mancher Seite hin zu merkwürdig, als dass wir sie nicht genauer unter die Augen nehmen sollten. Der Redner begann den Vortrag damit, dass er ein Danklied auf die Geburt Christi hersang. Durch seine Geburt habe uns Gott der Herr von der Macht des Teufels befreit. Ihm sollten wir beständig mit den Engeln singen: Ehre in den Höhen, gloria in excelsis! Als aber Glarean so angefangen hatte, bekam er selber das Gefühl, sein Verfahren könnte den Zuhörern doch auffallen. Er bittet sie daher um einige Geduld, sie werden gar bald begreifen, warum er mit einer so ausserordentlichen Einleitung erscheine. Er stehe nämlich im Begriff, über einen höchst interessanten Schriftsteller, den Suetonius Tranquillus Vorlesungen zu halten, der das Leben der 12 Cäsaren beschrieben habe. Ja, Cäsaren, ruft Glarean, wenn nämlich Cäsar von caedes (Mord) herstamme. Er irre nicht, wenn er sie 12 Räuber nenne, zumal einer Nero, Tiberius, Caligula, 12 Ungeheuer und noch mehr als Ungeheuer! Welches Ungeheuer habe unter den Menschen solche Verheerungen angerichtet wie der einzige Julius? Aher sie gelten ja als Götter! Wer hat sie dazu gemacht? Etwa ihre Verdienste? Welche? Härte, Geiz, Tyrannei, Mord, Grausamkeit, Hochmuth, Betrug, Völlerei, Raserei, Zorn, Neid, Unmenschlichkeit, Wollust, Raub, Schändung? Nun geht Glarean noch ausführlicher auf jeden einzelnen ein und giesst über jeden einen Vorrath von Scheltwörtern aus, bis der Speicher des Vocabulariums geleert ist und ihm die lateinische Sprache unter der Feder vollständig ausgeht. Warum, fragt nun Glarean, soll ich nicht noch eine andere Sprache

zu Hülfe nehmen, warum nicht keltische (französische) und deutsche Wörter gebrauchen, um diese Bestien so zu kennzeichnen, wie sie wirklich waren? Er thut das auch. Er nennt den Tiberius den leidig Tüfel, den Caligula das schantlich Physigükly, Galba, Otho, Vitellius heissen der dreiköpfige Cerberus, und für die ganze Gesellschaft der gekrönten Häupter folgen zum Schluss die gemeinsamen Ehrentitel: Prasser, Schlemmer, Pfuser, Fresser, Säufer etc. Wie die Welt jemals so blind habe sein können, solche Ungeheuer als Götter zu verehren? Eine solche Blindheit sei geradezu ein Werk des Teufels gewesen, die Macht des Teufels aber sei nun durch die Ankunft Christi gebrochen worden. Dessen heiliges Evangelium habe den Menschen die leiblichen und geistigen Augen geöffnet. Seinen Zuhörern werde es jetzt einleuchten, warum er seinen Vortrag mit einem Lobgesang auf die Geburt Christi eingeführt habe. Wohl möge ihm jemand vorwerfen, er, der aus Abscheu gegen alle Unsauberkeit seit 50 Jahren nur nie über einen Juvenal oder Martial ein Wort gelehrt und geschrieben, lasse sich auf einmal in einen Suetonius ein, bei dem weit mehr Unflath der Cäsaren vorkomme als bei irgend einem andern Schriftsteller. Hier auf müsse er entgegnen, man könne eben die Geschichte der Laster auf doppelte Weise behandeln, man könne sie als liebenswürdig, man könne sie aber auch als verabscheuungswerth darstellen. Er halte sich an das letztere Verfahren.

Es mag manchem Leser auffallen, in welchen Ton hier Glarean gegen die 12 römischen Kaiser und namentlich gegen die julisch-claudische Herrscherfamilie gerathen ist. Der Ton sei überreizt, die Sprache übertrieben, zur Verbitterung des Urtheils habe nicht nur die überspannte Phantasie, sondern geradezu die ungeschichtlich und darum ungerecht richtende Leidenschaft mitgeholfen. Aber Glarean steht nicht allein da, wenn er in den Juliern keine Menschen mehr natürlicher Art, sondern eigentliche Ungeheuer sieht. Auch Niebuhr sprach die Ansicht aus, der Erklärungsgrund zum Thun und Wesen eines Caligula könne nur in einer Geisteskrankheit gefunden werden. Gregorovius sagt in seinen »Figuren«, es sei der Cäsarenwahnsinn gewesen, der sich durch das julische Geschlecht in Variationen gewunden, und G. Freytag in seinem Roman: Die verlorne Handschrift, giebt eine Erklärung, was dieser Cäsarenwahnsinn sei. Ganz im gleichen Sinn redet der Franzose Champagny

von einer »manie impériale«, und vor einem Jahr hat Dr. Wiedemeister diesem in der That eigenthümlichen, höchst interessanten Thema der römischen Reichsgeschichte und weiterhin der Weltgeschichte ein besonderes Buch gewidmet, betitelt: Der Cäsarenwahnsinn der iulisch-claudischen Imperatorenfamilie bei Tiberius, Caligula, Claudius, Nero. Das Buch Wiedemeisters erblickt die Wurzel des ein halbes Jahrhundert grassirenden Unheils, unter dem Tausende Frieden, Freiheit, Gut und Blut eingebüsst haben, in einer Consanguinitätsheirath. Es ist eine Blutvermischung der Julier und Claudier. Daraus entwickelte sich eine hereditäre Familiendisposition zu Geisteskrankheiten in vielerlei Formen, Melancholie, Monomanie, Epilepsie, Blödsinn wie anderseits Wahnsinn und zwar Verfolgungswahn, Grössenwahn u. s. w. Nebenher jene mit Geisteskrankheiten so häufig verbundene bis zur Raserei gesteigerte Sexualsphäre. In den Urtheilen aller dieser Gelehrten ist die gleiche Ansicht ausgesprochen, welche Glarean lange vor ihnen in seiner grellen Bildschnitzerei vertritt, dass wir uns nämlich bei den Juliern nicht mehr innerhalb der Schranken menschlich fühlender, menschlich denkender, menschlich handelnder Wesen befinden, dass wir mit ihnen über diese Schranken in die völlige Unnatur hinüber, unter diese Schranken in die Entmenschlichung und Verthierung hinunter gezogen sind. Es giebt in der Weltgeschichte nicht leicht eine zweite Erscheinung, die theils so seltsam an sich selbst ist und durch Jahrzehende ganzer Familiengeschlechter hindurchgreift, theils so gewaltig und grausam nach aussen wirkt und so entsetzliche Folgen für das Völkerleben nach sich zieht. Gewiss lohnt es sich zu einer recht concreten Auffassung dieser im schlimmen Sinn unvergleichlichen Geschichtsperiode der Mühe, die frappantesten Züge aus der Regierungszeit wenigstens der vier iulisch-claudischen Sprösslinge zusammenzustellen. Thun wir dies in Kürze. Müssen wir doch annehmen, dass manchem Leser, wenn er auch im Allgemeinen üble Vorstellungen von den vier Imperatoren hat, die Gestalt derselben nicht im vollen Gepräge vor der Seele steht und ihm ein anschauliches Bild in den charakteristischen Zügen dienlich ist. Wir liefern damit zugleich einen Commentar zu den Sätzen Glareans und ertheilen die erklärende Antwort auf die Frage, wie ein Glarean, dieser wissenschaftlich gebildete Mann, das Gleichgewicht ruhiger Beurtheilung verlieren und in die so excentrische, fast schwärmende Ausdrucksweise übergehen könne.

T i b e r i u s wird, wie übrigens alle Julier, von dem römischen Geschichtschreiber Tacitus, diesem psychologisch tiefblickenden Menschenkenner, mit meisterhaftem Griffel gezeichnet. Tiberius ist der Virtuose in den Künsten der Verstellung, im raffinirtesten Spiel der Heuchelei. Hinter der marmorkalten Physiognomie der Seelenruhe lauert die hastig calculirende Bosheit. Ohne eine Miene zu verändern, setzt diese Bosheit aus einer Grausamkeit in die andere hinüber. Je ruhiger der Kaiser nach aussen scheint, desto gefährlicher brütet er nach innen. Je freundlicher er den Menschen gegenüber steht, desto eher haben sie sich eines Unglücks von ihm her zu versehen. So oft er ein solches Unglück stiftet, heuchelt er im Senat die innigste Trauer. Er jammert über den getödteten Germanicus und während er jammert, sinnt er darauf, auch die Gattin Agrippina und ihre Kinder erst in die Verbannung, hernach in den Hungertod zu treiben. Den freimüthigen Asinius Gallus, den Sohn des berühmten Asinius Pollio, lässt der Kaiser im Kerker umbringen. Auf der Insel Capreä unterzeichnet er das Todesurtheil und ruft mit cynischem Spott: Nun habe ich mich mit meinem Gallus ausgesöhnt! Die Majestätsgesetze, die schon unter Cäsar und Augustus den Anfang genommen, schärft Tiberius zur unerträglichen Tyrannei. Ein Spottgedicht auf den Kaiser wird mit dem Tode bestraft. Wer sonst ein zweideutiges Wort gegen ihn oder die kaiserliche Familie redet, wer ein kaiserliches Bildniss in Stein oder Erz irgend wie verletzt, wer eine andere Statue höher stellt als die kaiserliche, wird im Hause oder auf der Strasse unversehens überfallen und ist dem Verderben geweiht. Um eine zutreibende Maschine dieses Verderbens zu bekommen, errichtet Tiberius das Institut der Angeber oder Delatoren. Solche Angeber werden überreichlich bezahlt. Alles will jetzt Angeber sein. Männer und Frauen, Lastträger und Senatoren treiben das schändliche Gewerbe. Damals sei in den Mund des Volkes das Wort gekommen: die Wände haben Ohren! Sklaven wurden gegen Herren, Freigelassene gegen Patrone, Freunde gegen Freunde, Verwandte gegen Verwandte erkauft. Kein offenes Wort, klagt Tacitus wehmüthig, kein mannhafter Gedanke, keine biedere Gesinnung, kein ehrenwerther Charakter wagt sich mehr an das Tageslicht. Je kläglicher eine Tugend unter dem Beil des Henkers zusammenbricht, desto vergnügter reibt sich der Kaiser die Hände, triumphirend gehen die Verläumder und Lügner von

dannen und werden mit Geldsummen und Ehrenstellen salarirt. Die schändliche Livia, die Mutter des Kaisers, galt noch gütig im Vergleich zum Sohne. Nach ihrem Tode machten Tiberius und sein Günstling, Aelius Sejanus, der Gardeoberst der Prätorianer, ein scheusslicher Mensch, das Mass der Greuelthaten zum Entsetzen voll. Plötzlich wirft sich die Laune des Kaisers auch auf diesen Gardeoberst und auch er endet unter den Fusstritten des Tyrannen. Die Ermordungen werden immer häufiger. Ganze Schaaren werden auf die Angeberei der Delatoren in die Kerker, aus den Kerkern in die Todesqualen, sodann als Leichname auf die Gemonien geschleppt. Die Gemonien, *scalæ gemoniæ*, die Seufzertreppen, sind eine Art Morgue am aventinischen Hügel zu Rom. Hier werden die Leichname dem Schaugedränge, Spott und Fluch des Pöbels ausgesetzt und dann unter Verwünschungen in die Tiberfluth gestürzt. An dieser Seufzertreppe stehen Wächter. Niemand darf ein Leid bezeugen, niemand eine Thräne weinen, niemand die Leichname begraben. Erst wenn sie anfangen zu verwesen und mit unerträglichem Leichengeruch die Luft zu verpesten, werden sie in die Wellen geworfen. Für alle diese Gräuel hat der römische Senat Dankgebete und Lobpreisungen zu Ehren des Kaisers. So war Tiberius. Hinter ihm kommt:

Gajus Cäsar. Als Knabe hatte er Soldatenstiefelchen getragen und darin vor den germanischen Legionen den Hanswurst gespielt. Darum nannten sie ihn das Soldatenstiefelchen, *caligula*. Von der ersten Stunde an fiel er auf die Grille, dem römischen Volk der grösste Wohlthäter zu werden. Nun lässt er dem Volk alle mögliche Freiheit, hebt die Majestätsgesetze auf, schlägt Hochverrathsklagen nieder, ruft die Verbannten zurück, öffnet den Gefangenen die Kerkerthüren, theilt unter die Soldaten die berüchtigten Donativa, Geldgeschenke, in der unsinnigsten Verschwendung aus und unterhält die Hauptstadt Tag und Nacht mit Theater, Pantomimen, Fechterspielen, Thierkämpfen, Circusfreuden in einem unerhörten Aufwande. So etwas hatte Rom noch nie gesehen. In weniger als einem Jahr ist der ganze Staatsschatz von 135 Millionen Thaler, den Tiberius in allen seinen Jahren zusammengescharrt hatte, bis auf das letzte Ass geleert. Nebenbei wälzt sich Caligula im Pfuhl wildester Ausschweifung und hat sich in kurzer Zeit mit der völligen Zerrüttung seines Leibes und Geistes an den Rand des

Grabes gebracht. Auf einmal schlägt er in's Gegentheil der willkürlichsten Tyrannei um. Die Majestätsgerichte, die Hochverrathsklagen, die Steuerbedrückungen, die Verfolgungen und Ermordungen, alles kehrt wieder, nur in einem viel schlimmern Mass und Wesen als früher. In allen Dingen überbietet Caligula den Vorgänger Tiberius. Er leidet an einem heftigen Verfolgungswahn. Ueberall, auch in seiner eigenen Familie, sieht er Feinde und Mörder gegen seine eigene Person. Unter diesem Verfolgungswahn und Menschenhass fallen sein Adoptivbruder Tiberius, sein Schwiegervater Silanus, der Gardeoberst Macro, der ihm den Thron verschafft, und dessen Gattin Ennia, mit welcher der Kaiser im verbrecherischen Umgang gelebt hatte. Die Kinder dieser Eltern lässt Caligula erwürgen. Sogar mit seinen beiden Schwestern hatte er Blutschande verübt, und nun jagt er sie in die Verbannung, seinen Schwager Lepidus in die Hände des Mörders. Sich selbst setzt er an die Stelle eines Gottes und zwingt das Volk, ihm Tempel zu bauen, Altäre zu errichten und Opfer darzubringen. Bei theatralischen Aufzügen zeigt er sich in allerlei Göttergestalt, als Jupiter mit dem Donnerkeil, als Herkules mit Keule und Löwenhaut, als Neptun mit dem Dreizack, als Apollo mit der Clithara. Zu seiner Vergötterung müssen ununterbrochen Feste und Spiele gefeiert werden. Die Zuschauermasse ist endlich durch die unaufhörlichen Gladiatorenkämpfe und Thierhetzen in schauriger Grässlichkeit abgestumpft und widmet dem ekelhaften Mord- und Blutspiel nur noch laue Theilnahme. Da ruft Caligula in fluchender Verwünschung: Hätte doch das ganze römische Volk nur einen einzigen Nacken, so könnte ich es auch mit einem einzigen Schwertstreich abschlachten! Er scheut sich nicht, das Laster bis zur schamlosesten Nacktheit zu treiben. Eltern und Kinder müssen sich als Werkzeuge entehrender Gemeinheit brauchen lassen, Ritter und Senatoren müssen die niedrigsten Gladiatorenspiele mitmachen, Frauen und Knaben aus den vornehmsten Ständen werden gezwungen, sich zum Dienst natürlicher und unnatürlicher Wollust hinzugeben, die Frauen zur Prostitution, die Knaben zur Päderastie. Es gibt Scenen, von denen sich der roheste Römer abwendet. Der Kaiser bleibt stehen und bezeugt erst dann sein höchstes Ergötzen. Vernunft und Sittlichkeit sind bei Caligula bis zur Karrikatur entartet. Nicht minder hat sich seine Eitelkeit bis zur lächerlichsten Schwinderei verstiegen. Er lässt es sich einfallen, den Kriegeruhm Cäsars

zu verdunkeln. Flugs rüstet er sich zu einem Feldzug gegen die Briten, führt seine Legionen bis an die Meeresküste, stellt sie hier in Schlachtreihe auf, heisst sie dann Helm und Taschen mit Muscheln füllen und kehrt mit den schneckenbeladenen Legionen wieder um, ohne irgendwo einen Schwertstreich geschlagen zu haben. Um nun in Rom den Triumphzug mit dem Strahlenglanz eines Eroberers zu feiern, nimmt er einige gewaltige Gallier und gefangene Germanen mit. Sie müssen ihr Haar röthlich färben und sich in jeder Weise so stellen, als wären sie die bezwungenen Slaven des triumphirenden Siegers. Zu allen diesen Tollheiten und Schändlichkeiten ruft das römische Volk im klatschenden Beifall seine Bewunderung aus, und der römische Senat zaudert nie einen Augenblick, sich vor diesem Feigling und Wüstling, den Mund voll erlogener Ehrentitel und Lobsprüche, in den Staub zu werfen. So furchtbar entsittlicht und versunken ist Rom durch die zwei Julier geworden. Zum Glück hat dieses Scheusal von Tyrann, den Thron des Reiches nur 4 Jahre, von 37 — 41 inne gehabt. Auf ihn folgt sein Oheim:

Tiberius Claudius Cäsar. Wird von Caligula gesagt, bei ihm sei alles, was menschlich heisst, im Wahnsinn untergegangen, so spricht man bei Claudius davon, bei ihm sei alles, der letzte Gedanke und die letzte Empfindung, in Blödsinn aufgegangen. Seine eigene Mutter Antonia führt von ihm das Wort im Munde, er sei ein menschliches Missgebilde, die Natur habe ihn angefangen, aber sie habe ihn nicht fertig gemacht. Er stellte sich überall auch wirklich so ein. Er ist immer der ungeschickte, unbeholfene, linkische, täppische Bursche. Er weiss nirgends den rechten Ton zu treffen, nirgends gehörig Takt zu zeigen, nicht einmal eine ordentliche Haltung anzunehmen. Ueber die Strasse geht er immer mit wackelnden Beinen, im Hause versteckt er sich gern in die Winkel und hinter die Thüren, wie sie ihn ja auch hinter einem Vorhang hervorgenommen haben, als sie ihn zum Kaiser machten. Die Hofleute, Slaven und Slavinnen haben ihn stets zum Gespött gehabt. Von jeher hatte Caligula und all sein Lumpengesindel mit dem armen Claudius ein loses Spiel getrieben und er hatte es mit sich treiben lassen. Niemand in ganz Rom hat ihn je eines vernünftigen Geschäftes, geschweige eines Amtes fähig gehalten. Dumm und geistlos bis zu solchem Grade war nun freilich Claudius nicht. Das hat er später während seiner Regierung mit manchem Beweise, so-

gar in wissenschaftlicher Beziehung zu erkennen gegeben. Aber wahr ist, dass ihm Charakterstärke und Selbstständigkeit fremde Dinge gewesen sind. Er war und blieb der Spielball unter den Händen der Weiber, der Freigelassenen und Günstlinge. Vor allem aus ist er das willenlose, blinde, hundertmal missbrauchte Werkzeug seiner Frau, der lasterhaften Messalina. Sie in ihrer schrankenlosen Ueppigkeit und ihrer schamlosen Sinnlichkeit, sie hat ihn und das ganze Kaiserhaus mit Schmutz und Schmach überdeckt. Dass er dem schändlichen Treiben mit offenen Augen zusehen konnte, ohne ihm Willenskraft und Manneswürde entgegenzusetzen, eben das hat zu allen Zeiten zu der Meinung geführt, Claudius sei dem eigentlichen Blödsinn verfallen gewesen. Jedenfalls hat an ihm, wenn auch nicht gerade Blödsinn, doch eine Geisteskrankheit in verwandter Form gezehrt. In einer wieder wildern Form ist jüdische Geisteskrankheit bei dem letzten Auswuchs des Geschlechtes aufgetreten, bei

Claudius Nero. Anfänglich schien es, als wollten bei Nero Lichtstreifen einer bessern Natur, sogar Anlagen zu einer ächt menschlichen Lebensweise an den Tag kommen, Dank dem veredelnden Einfluss, den der wackere Gardeoberst Burrus und der Philosoph Seneca als vortrefflicher Lehrer auf den jungen Nero geübt hatten. Aber der gute Anflug schwindet wie ein flüchtiges Morgenroth im Sturm des Wetters dahin. Neros Natur kehrt wie aus verborgenen Tiefen einen geheimen Fluch hervor, der die letzte Regung und Rührung menschlicher Art verzehrt. Das jüdische Familiengespenst steigt wieder auf den Schauplatz herauf und speit über Thron und Reich das Verderben. Es ist der Grössenwahn, es ist die zügellos schwelgende Sinnlichkeit, es ist die gefühl- und gewissenlose Tyrannenlaune, die mit Menschengut und Menschenleben in empörendster Willkühr umgeht. Seine lebenswürdige Gemahlin Octavia stösst Nero bei Seite und wirft sich in die Arme der Dirne Acte. Durch die Giftmischerin Locusta lässt er seinen Bruder an der kaiserlichen Tafel, unter den Augen seiner Mutter Agrippina und seiner Gemahlin Octavia aus dem Wege schaffen. Bald stirbt auch die Mutter auf des Sohnes tückische Veranstaltung durch Meuchelhand. Den Tod der Mutter stellt er dem Senat als nothwendig dar, es habe sie nach der höchsten Gewalt gelüstet, sie sei zum Heil des Staates gestorben. Der Senat ordnet in allen Tempeln

Dankgebete für die Rettung des Kaisers an. Ueber dem Grabe der Mutter, nun vollends aller Rücksicht ledig, stürzt sich Nero in eine jede Scham und Schranke durchbrechende Liederlichkeit und Lasterhaftigkeit. Schon vorher hatte er in Sklavenkleidern mit gemeinen Wüstlingen die Gassen und Bordelle Roms durchschwärmt, hatte eine Ehe getrennt und sich mit deren Frau Poppäa Sabina verbunden. Jetzt zieht der Kaiser als Wagenlenker, Sänger, Citherschläger, Schauspieler in jeglicher Tracht durch Strassen und Gassen. Wer mitmacht, bekommt Geld und Geschenke in Fülle. Männer und Frauen aus allen Ständen und Häusern stellen sich in den kaiserlichen Narrenzug. Ritter und Senatoren geben sich dazu her, vor dem gaffenden Pöbel possenhafte Geberden zu schneiden, wollüstige Bewegungen zu machen, skandalöse Geschichten aufzuführen. Alle Scham, sagt Tacitus, alle Sitte, alle Ehrbarkeit ist dem Zeitalter aus dem Gefühl, aus dem Begriff, aus den Augen gekommen. Ein wildes Lasterleben wälzt sich wie eine schmutzige Fluth durch die Hauptstadt, halb Rom, den Kaiser, das Reichshaupt an der Spitze, taumelt in einem unaufhörlichen Rausch wüster Orgien herum. Eine Schaar Ritter, die Augustaner, sind dazu bestellt, Neros Götterstimme und Göttergestalt zu preisen. Eine andere Schaar Ritter, die kaiserliche Bande, spielt ihm den Beifall im musikalischen Takt und begleitet den Kaiser auf seinen theatralischen Gastrollen, die er in Unteritalien und Griechenland gibt. Sogar der biedere Burrus und der weise Seneca haben die Schwäche mitzuklatschen, fallen aber doch der Mordlust des Wüstlings zum Opfer. An Burrus Stelle tritt Sophonius Tigellinus, eines der verworfensten Subjekte in Neros Umgebung und überhaupt zu selbiger Zeit. Jetzt steigen des Kaisers Wahnsinn und Wollust auf den Gipfel. In Hainen und öffentlichen Strassen werden Schmausereien und Trinkgelage von unnennbarer Absurdität gehalten. Alles ist hier durcheinander gemengt, Herren und Sklaven, vornehme Damen und Freudenmädchen, Senatoren und Gladiatoren. Man isst, trinkt, zecht, schwelgt Nächte hindurch und überlässt sich den wildesten Ausschweifungen. Aber in allen Dingen ist Nero das Muster und der Meister aller. In natürlicher und widernatürlicher Wollust, berichtet Tacitus, treibt er es am weitesten. Man meint, er habe es mehr aus Ehrgeiz als aus Sinneslust gethan. Er will der Welt zeigen, dass das Höchste nur er, der Kaiser, zu leisten im Stande sei. Zuletzt wirft er jede Hülle, nicht der Scham,

diese war längst beseitigt, aber der öffentlichen Rücksicht ab. Er hat die Unzüchtigkeit, ein Exempel der Prostitution und Päderastie vor aller Augen zu geben. Die Feder sträubt sich, den römischen Geschichtschreibern das Detail nachzuzeichnen. Mitten in diesen Rasereien thierischer Wollust folgt nach kaiserlichen Befehlen eine Mordthat auf die andere. Die edle Octavia stirbt als Verbannte auf der Insel Pandataria mit durchschnittenen Adern im siedenden Bade. Ihr Haupt wird nach Rom geschickt. Nero und die Poppäa, die den Mord angestiftet hatte, weiden sich daran. Aber auch dieser Poppäa wird ihr Lohn. Nero, in einem jener tobenden Wuthanfälle, gibt ihr im schwangern Zustande einen Fusstritt, an dem sie wimmernd endet. Im Jahre 64 wandelt den Unmenschen das teuflische Gelüst an, Rom in einer grossartigen Feuersbrunst zu sehen. Die Sage gibt an, er habe den Brand von Ilium wiederholen wollen. Das Feuer brach in den Buden des Circus aus, wo eine Masse von Oel und andern Brennstoffen aufgespeichert war. Ein ungeheures Flammenmeer verschlang 9 Tage lang den grössten Theil Roms, mit ihm prachtvolle Tempel, unzählige Schätze und Meisterwerke des Alterthums. Wer löschen wollte, wurde von auflauernden Wachen gehindert. Es sei der Befehl ertheilt worden, sagten sie, brennen zu lassen. Unsägliches Elend war über Tausende und Tausende, namentlich unter dem ärmern Volke gewälzt. Eine grimmige Rache stiess ihre Drohungen gegen Nero aus. Aber der Wütherich wusste die auf ihn gerichteten Todespfeile wegzuwenden und sie auf eine dem Volkshasse längst näher liegende Seite hinzulenken. Das waren die Christen und die mit ihnen verwechselten Juden, dieses Odium generis humani, wie Tacitus sagt. Nun wurde der würgende Tod auf die unschuldigen Christen in den scheusslichsten Peinigungen und Martern geworfen, die eine raffinirte Grausamkeit zu ersinnen vermochte. Endlich — endlich schlug auch des Unmenschen Stunde. Das Mass seiner Schand- und Gräuelthaten war übervoll geworden. Freunde waren keine mehr da, Feinde schlossen sich von allen Seiten wider ihn zusammen. Senat, Volk, Prätorianergarde, alles war gegen ihn verschworen. Nero flüchtete sich auf das Landhaus eines Freigelassenen und liess sich von diesem, als er das Pferdegetrab seiner Verfolger hörte, zitternd den Dolchstoss geben. Mit dem Ausruf: O Jupiter, was für ein Künstler geht in mir unter! sank er zusammen, im 31. Jahre seines Lebens, im 14.

seiner Regierung, der verabscheuungswürdigste Tyrann, der je auf einem Throne gesessen!

Halten wir nun die Bilder dieser 4 julisch-claudischen Abkömmlinge gegen einander, wie wir sie von der Tafel der Geschichte abgenommen haben, so schliessen wir uns unwillkürlich dem Urtheil und Unwillen an, welche Glarean und mit ihm so viele andere Gelehrten ausgesprochen haben. Wir können in diesen entarteten Wollüstlingen und Wütherichen keine Menschen mehr erkennen, sondern nur noch menschliche Aftergestalten, in denen Wahn und Unnatur jeden menschenwürdigen Charakterzug verwischt haben. Es hat nicht an Stimmen gefehlt, welche sogar in die Wahrheit der geschichtlichen Ueberlieferung Zweifel setzten und behaupteten, es habe solche Menschen nie gegeben, bei denen die Menschennatur bis zu einer derartigen teuflischen Carrikatur verwüstet und verwildert worden sei. Die Geschichtschreiber der alten Zeit hätten, vom allgemeinen Kaiserhass ihres Geschlechtes verführt, die Farben zu grell aufgetragen und die allerdings vorhandene Lasterhaftigkeit noch selber so sehr verzerrt, bis sie sich in den wenn auch weit und viel fassenden Rahmen menschlicher Verirrung nicht mehr einfügen lässt. Allein besinnen wir uns wohl, zu einer solchen Voraussetzung unsere Zuflucht zu nehmen. Wird auf dem Boden der Geschichte einmal dem subjektiven Gefühl eine so absprechende Stimme zugestanden, so laufen wir Gefahr, dass die bestbezeugten Thatsachen, sobald sie dem individuell gestimmten Leser widerstehen, vom Geschichtsblatte gestrichen und der Legende wo nicht der Leidenschaft zugewiesen werden. Besinnen wir uns noch mehr gerade bei Historikern wie Tacitus, Suetonius, Dio Cassius. Namentlich ist es der erstere, Tacitus, der mit seiner Geschichtschreibung von jeher nicht nur den Glauben, sondern vollends die Bewunderung der Mit- und Nachwelt auf sich zu ziehen gewusst hat. Wie genau geht er dem Lauf der Dinge, dem Entwicklungsgang der Thatsachen nach und geht diesen Thatsachen immer auf den Grund, wie sucht er zu den Handlungen der Menschen die richtigen Motive hervor, wie verknüpft er jede Erscheinung mit der örtlichen, zeitlichen, causalen Umgebung, aus der sie hervorgewachsen ist, und legt uns jedes geschichtliche Moment als das nothwendige Ergebniss der innerlich und äusserlich zusammenwirkenden Faktoren dar! Wie tief durchdacht, wie geistig begründet, wie vielsagend

im gedrängten Styl schreibt Tacitus Geschichte! Wie viele Historiker der Nachwelt haben ihn angestaunt, wie hat, von ihm zauberhaft gefesselt, unser schweizerische Geschichtschreiber Johannes von Müller kein Ideal sehnächtiger im Herzen getragen als Geschichte zu schreiben mit dem nämlichen Griffel des Tiefsinns, der Gedankenschärfe, der Sprachgewalt, mit dem Tacitus römische Geschichte geschrieben hat. Und Johannes von Müller hat Geschichte auch so geschrieben, wirklich vom Geist und Wort eines Tacitus getragen, nicht selten ist Johannes von Müller der schweizerische Tacitus geheissen worden! Was hat nun unser Glarean gethan? Ganz ebenso hat er sich in die römischen Historiker tief hinein gelesen, hat sich von der Wahrheit ihrer Geschichte erfüllen lassen, und ist nie von der Versuchung befallen worden, er müsse an der Treue dieser aufgetragenen Kaisergemälde zweifeln, er, der sonst wusste, was historische Kritik ist und dies uns zur Genüge bei Livius und andern bewiesen hat. Gerade hier, in der schauerlichen Cäsarengeschichte, legt Glarean hochachtbare Vorzüge seines ächten sittlichen und geistigen Adels dar. Er zeigt uns nicht bloss, dass er der gründliche Forscher des Alterthums im richtigen Verständniss der klassischen Autoren ist. Er ist im innersten Gefühl empört ob der sündlichen Lüsternheit, mit welcher diese Tugendschänder Jugend und Alter verderben. Kommt da nicht wieder jene reine Sittlichkeit zu Worten, die an Glarean immer gerühmt worden ist? Er kann nicht Sprachen genug finden, das fluchwürdige Spiel zu geisseln, das der cäsarische Egoismus mit Menschenwürde und Menschenehre treibt, um bald einzelne Menschen, bald das gesamte Volk zu elenden Werkzeugen der Launen, der Lüste und Laster zu machen. Redet da nicht wieder jene Menschenliebe, die zunächst nicht an sich und den eigenen Gewinn oder Genuss, sondern an andere und an ihr Wohlergehen und ihren höhern Lebenszweck denkt? Hat uns Glarean hievon nicht durch alle Jahre und an allen Orten seiner Wirksamkeit so viele Beweise gegeben? Er schüttet gleichsam im Namen der Menschheit den Jammer über die Tyrannei aus, mit welcher die Wütheriche jedes offene Wort, jeden fröhlichen Blick schnaubend verfolgen, und die Freiheit, des irdischen Daseins goldenes Kleinod, bis auf des Kindes Keim, bis auf des Säuglings Wiege zu erwürgen suchen. Haben wir da nicht wieder jenen Freiheitssinn, der unsern Glarean schon als Knaben auf der Heimath Bergen, bei der Heerde, dann unter seinem lieben

Rubellus in der Schule zu Bern und Rottweil so hoch hob, jenen Freiheitssinn, der ihm den begeisterten Preis seines schönen freien Heimathlandes im Panegyrikon und in andern Gaben seiner Muse eingehaucht, jenen Freiheitssinn, den Glarean auch als Mann und noch als Greis, trotz seines religiösen Conservatismus, als Lehrer unter der Jugend, als Gelehrter in den Büchern nie ganz verläugnet hat? Es ist, wir dürfen es sagen, die tiefbeleidigte Menschlichkeit, die aus Glarean spricht, es ist geradezu ein heilig zürnendes Gewissen, mit dem Glarean an seine Vorlesungen über den Geschichtschreiber Suetonius schreitet und die Stimme erhebt, um die ewigen Menschenrechte der Religion, Humanität und Bildung gegen das Tyrannenregiment wahnsinniger Machthaber zu wahren. Was die Erhabenheit der ganzen Sache gewissermassen verdeckt und stört und was wir unserm Glarean gerne erlassen hätten, das sind allerdings die unnöthigen Zuthaten in ihrer sonderbaren Scenerie, der weit herum gesuchte Eingang mit dem Lobgesang auf die Geburt Christi und mit den Fingerzeigen auf die Ränke des Satans. Man muss dies eben auf Rechnung der uns ja wohlbekannten Natur Glareans setzen, die ihn von Zeit zu Zeit mit einer närrischen Anwendung plagt. Dass er aber über den Unmenschen von Cäsaren gleichsam die Besinnung verlieren kann und ihm dabei Athem und Sprache ausgehen wollen, ist ein unverkennbares Ehrenzeugniss seiner ganzen geadelten Persönlichkeit und dient uns überdies noch zu dem Beweise, wie Glarean Geschichte nicht etwa bloß dazu lernt und lehrt, um ihren mannigfaltigen Stoff zu einer hohlprunkenden Vielwisserei zusammenzustoppeln, sondern um diesen Geschichtsinhalt durch das eigene Herz gehen und hinwieder das eigene Herz durch die Geschichte für das Gute und wider das Böse bilden zu lassen, und dies, wird immer wieder gesagt werden müssen, ist doch aller Geschichte eigentlicher vorzüglicher Zweck und Segen.

So viel Glarean an den lateinischen Prosaikern verbessert und beleuchtet hatte, so vergass er ob ihnen doch auch die Poeten nicht. Er bearbeitete den Horaz (Oden, Satyren u. s. w.) den Ovid (Metamorphosen), zwei berühmte Dichter im Zeitalter des Augustus, den Komödiendichter Terenz vom 2. Jahrhundert an vor Christus, und den aus Spanien gebürtigen Dichter Lukanus, der durch den Tyrannen Nero aus seiner hochpoetischen Laufbahn in den Tod getrieben wurde. Dagegen ergieng sich Glarean nicht weit auf dem

Gebiete der griechischen Classiker. Ausser dem geschichtlichen Werke des Dionysius von Halikarnass behandelte er nur Homers Batrachomyomachie oder den Froschmäusekrieg, dem er eine Vorrede und Anmerkungen widmete. Er war eben doch in die griechische Welt und Sprache etwas spät eingeführt worden und hatte nicht schon mit den ersten Schuljahren jenen geläufigen Zug bekommen, wie es ihm bei Roms Schriftstellern in so glücklicher Weise zu Theil geworden war. Dafür sass Glarean über den Werken des Boethius, des hochdenkenden Philosophen und Staatsmannes aus Rom im 5. und 6. Jahrhundert, der wie ein erhabener Stern am Himmel der abendländischen Kirche zu einer Zeit erglänzte, als so wenig Licht in Glauben und Wissenschaft durch die christliche Welt leuchtete. Aus den Werken des Boethius las Glarean jedoch nur diejenigen heraus, welche mathematischen und musikalischen Inhaltes waren, begleitete sie, da sie, oft dunkel gehalten, für den gewöhnlichen Leser unverständlich waren, mit den nöthigen Erklärungen und gab sie heraus. Mit dem gleichen Fleisse verlegte er sich auf die Grammatik des Aelius Donatus, der um die Mitte des 4. Jahrhunderts unserer Zeitrechnung als Grammatiker zu Rom gelehrt hat und unter seinen Schülern auch den hl. Hieronymus gehabt haben soll. Die Grammatik des Donatus gilt als das erste Lehrgebäude, das den ganzen grammatikalischen Stoff in systematischer Behandlung durchführt. Sie darf als das grundlegende Elementarbuch aller folgenden Grammatiken, wir dürfen sagen, bis auf unsere Zeit angesehen werden. Sie stellt die Regeln über Wortklassen und Sprachtheile, Formenlehre und Syntax, prosaische und poetische Diction, die Figuren u. s. w. so dar, wie wir sie der Hauptsache nach jetzt noch in unsern Lehrbüchern vor uns haben. Es lässt sich begreifen, dass Glarean als Philologe und Mann des Faches ein solches Werk mit besonderer Vorliebe an die Hand nahm und ihm ein einlässliches Studium widmete. Die Ausgabe, die er von dieser Grammatik bearbeitete, that denn auch dar, mit welcher wissenschaftlichen Tüchtigkeit Glarean auch hierin als der eigentliche Fachmann auftrat und die richtige Behandlung der Grammatik in den Schulen förderte, die eben damals noch gar nicht auf der gehörigen Stufe standen. In welchem Geiste Glarean die Dialektik seines Lehrers, des ausgezeichneten Humanisten Johannes Cäsarius, behandelte, haben wir früher in seiner kölnischen Studien-

und Lehrzeit erwähnt und uns gefreut, wie er dabei als begeisterter Schüler nicht nur seine innige Dankbarkeit gegen den geliebten Lehrer, sondern auch den unerschrockenen Muth für die Sache der freien Wissenschaft bekundete.

Wieder sehen wir Glarean nach zwei andern Richtungen beschäftigt und darin eine rühmliche Thätigkeit entfalten. Es sind die mathematischen und musikalischen Studien, in die er sich vertiefte und über die er eigene Werke veröffentlichte. Er schrieb eine Abhandlung über das römische Ass und dessen Theile, was, wie er bemerkt, eine nöthige Arbeit sei. Denn viele reden und schreiben über den Gegenstand, ohne davon auch nur einen ordentlichen Begriff zu haben. Da Glarean auch Lehrstunden über die Arithmetik hielt, verfasste er eine kleine Schrift als Leitfaden für dieses Unterrichtsfach und führte darin 6 Species auf, nämlich ausser den vier bekannten noch die Progressionen und Proportionen, ebenfalls ein namhafter Fortschritt für den noch niedrigen Standpunkt der damaligen Zeit. Aber eine noch viel grössere Bedeutsamkeit zeigt er uns auf dem musikalischen Gebiete. Hier bekommen wir die Ueberzeugung, dass Glarean unverkennbar eine musikalisch sehr begabte Natur war und zumal gegenüber seinen Zeitgenossen auf einer gewissen Höhe stand, wo sich nicht gerade jeder mit ihm messen konnte. Hatte er sein musikalisches Ohr nicht schon als Schüler des Rubellus zu Rottweil in jenen Anordnungen des Classengesanges verrathen? Zehn Jahre später, anno 1516, gab er zu Basel sein erstes musikalisches Werk heraus, *Isagoge in musica*, eine Einleitung in die Musik. Es erschien in zweiter Auflage 1549 unter dem Titel: *De musices divisione et definitione*, und führte diesmal noch eine Ode mit sich: *In laudem citharæ et musices*. Er könne, schreibt er in der dem Bürgermeister von Freiburg, P. Falk, gewidmeten Zueignung des Buches, nicht begreifen, dass jetzt die Musik von niemand in rechter Weise und Wissenschaft betrieben werde. Die Musik sei unter den schönen Künsten doch diejenige, welche in das erste Alterthum zurückreiche und dort schon von den Menschen hoch gehalten worden sei. Er seinerseits, versichert Glarean, wolle alles thun, in seinem jetzigen Geschlecht die Musik zu Ehren zu bringen. Eben deshalb habe er auf dieses Handbuch so viele Mühe verwendet und gebe es heraus, um Jünglingen die alte griechische Musik lieb zu machen und ihre Herzen zu der

hehren Kunst hinzuziehen. Freilich brachte das Buch, so gut alles gemeint und behandelt war, so vielerlei fremdartige Dinge, dass es sich zum praktischen Gebrauche nicht recht eignete und niemand ein bestimmtes Bewusstsein bekam, wie man nun in Zukunft Musik treiben müsse. Eine genauere und gründlichere Behandlung widmete er dem Gegenstande in seinem grössern Werke, in dem Dodekachordon, das in Basel 1547 herauskam. Er hat in demselben den Plan versucht, die Lehre von den 12 Tonarten zu begründen, und geht anderseits daran, die musikalischen Lehrsätze der Griechen sowie die darüber aufgestellte Theorie des Boethius zu untersuchen. Der letztere hatte nämlich, wie oben angedeutet, ein dunkel geschriebenes Werk über griechische Musik hinterlassen und Glarean es unternommen, das Buch des Boethius mit Erläuterungen zu einem bessern Verständniss zu bringen. Er hatte es noch ein Jahr vor dem Dodekachordon, 1546, drucken lassen. Das Dodekachordon nun ist verschieden aufgefasst und von vielen irrig verstanden worden. Mit demselben, sagte man, habe Glarean die Absicht gehabt, die alten griechischen Tonarten für seine Zeit wieder herzustellen. Das ist nicht richtig und ist eine Meinung, die nachweisbar aus einer Täuschung entstanden ist. Als guter Hellenist nämlich benennt Glarean aus Vorliebe alles griechisch, giebt den Tonarten, dem alten und neuen Saiten- oder Tonsystem griechische Namen und hieraus hat man jenen oberflächlichen Schluss gezogen. Allein das sind, wie gesagt, nur Wörter und Namen, in der Sache selbst ist es etwas anderes. Bis dahin hatte gewöhnlich das Achtsaitensystem, bei Glarean Octochordon genannt, bei allen gegolten, die von Musik sprachen und in Musik handelten. Er führe nun, sagte Glarean, dieses verkürzte, blos in 8 Tönen bestehende System weiter aus und vermehre es bis auf 12 Tonarten. Das sei also ein Zwölfsaitensystem, das er darum mit dem Namen Dodekachordon bezeichne. Was ihm übrigens, fragt er scherzhaft, nun wohl geschehen werde? Die Lakedämonier hätten den Musiker Timotheus aus Milet von ihrem Gebiete verbannt, weil er die Saiten der Lyra um eine einzige vermehrt hatte. Er nun, Glarean, vermehre die bisherige Saiten- oder Tönezahl um vier. Man werde ihn also nicht blos aus einer Gegend, sondern überhaupt aus der ganzen Welt verbannen! — Das Dodekachordon Glareans hat einen vorzüglichen Werth. Es ist das Hauptwerk jener Zeit über die Musik. Es giebt

uns eine schön geordnete Theorie der Musik und eine sorgfältige Charakteristik der Tonarten, führt viele Compositionen der besten Tonsetzer aus dem 15. und 16. Jahrhundert an, bereichert sie mit eigenen Compositionen Glareans und enthält eine Reihe trefflicher Notizen und Beweisführungen, welche für die Geschichte der Musik auf alle Zeiten hinaus ihre Bedeutung behalten werden. Dabei zieht sich durch das ganze Werk eine gesunde Kritik, welche Verstösse und Unnatur abweist und in das Geleise der ächten Musik einlenkt. Was nun den musikalischen Schritt anbelangt, den Glarean von den 8 bis zu 12 Tonarten thut, so verhält sich dies, kurz bemerkt, folgendermassen. Die Griechen hatten ursprünglich 3 Tonarten und benannten sie nach den Völkerschaften, bei denen die betreffende Tonart vorzüglich in Geltung war. Die Tonart, welche von unserm D aus genommen wird, hiess, als beliebt bei den Doriern, die dorische, von E aus die phrygische, von F aus die lydische. In späterer Zeit kam von C aus die jonische dazu, was also unserer Octave entspricht, und von A aus die äolische. Jede dieser 5 Tonarten erhielt noch einen Unter- und Oberton, ein Hypo und ein Hyper, z. B. Hypodorisch und Hyperdorisch u. s. w. Es wären somit 15 Tonarten. Da aber 3 derselben als blosser Wiederholungen erschienen, so bestanden in Wirklichkeit nur 12, die sich so ziemlich mit unsern 12 Dur-Tonarten vergleichen lassen. Nur müssen wir alle diese Tonarten auf der blossen planen Tonleiter laufen lassen und dürfen an keine \sharp und b , an keine Erhöhung und Erniedrigung denken. Von diesen griechischen Tonarten gieng nun Glarean allerdings aus, verfolgte aber eine andere Scala und setzte vielmehr die alten gregorianischen oder eigentlich ambrosianischen Töne fort. Derselben waren 4, nämlich $c\ d\ e\ f$. Nun fügte Glarean noch die beiden Tonarten a und c ein und liess h als die nicht reine Quinte weg. Die 4 Grundtöne stammten von Ambrosius, Bischof von Mailand 374—97, und sind nicht Tonarten in unserm Sinn, sondern nur gleichsam Tonformen, musikalische Formeln, nach denen die alten Psalmen gesetzt und gesungen wurden. Sie hiessen die authentischen Töne, weil sie für den Kirchengesang als fest und bleibend angenommen waren. Diese Töne versetzte dann Gregor der Grosse in die Unterquarte. Jeder Ton bekam einen Nebenton und diese Nebentöne wurden die plagalischen genannt, also eine ähnliche Erweiterung wie bei den griechischen Ton-

arten. Ein Beispiel sei uns die dorische Tonart. Authentisch heisst sie D e f G A h c D und hypodorisch ist es in plagalischem Untersatz folgende Reihe A h c D e f G A. Die kleinen Buchstaben e f und h c sollen nur die Halbtöne, das mi-fa, darstellen. Je nachdem nun dieses mi-fa da oder dort steht, unterscheiden sich die Tonarten, sowie auch je nachdem der Grundton seine Stelle da oder dort hat. Das ist etwas ganz anderes als jetzt bei uns. Unsere Dur- und Molltonarten haben das mi-fa oder die Halbtöne immer an der nämlichen Stelle. In jenen Kirchentonarten wechseln sie den Platz, sie haben in jeder Tonfolge wieder eine andere Stellung, und das ist etwas, was unserm Ohr fremdartig klingt. Auf dieser Basis führte Glarean seine 12 Tonarten aus. Dabei war sein Augenmerk nach zwei Seiten gerichtet. Er rang darnach, theils eine innere Läuterung des vielfach-geprübten Kirchengesanges zu erzielen, theils eine Erweiterung und Vervollständigung der noch in engen Formen gebundenen Tonkunst überhaupt herbeizuführen. Dazu hat Glarean mit seinem Dodekachordon unstreitig in bedeutsamer Weise neue Bahn gebrochen und in selbstständigem Verfahren einen vorwärts-führenden Anstoss gegeben, ohne zurückzuschrecken, wo es galt, den zähen Schlendrian althergebrachter Gewohnheiten zu beseitigen und ohne sich beirren zu lassen, wenn eine hochgestiefelte Autorität das Veto ihrer vornehmen Einbildung einlegen zu können meinte. Wie Noth that es damals, dass solche Männer ihre Stimme erhoben! Wie waren durch die contra-punktischen Künsteleien Kirchengesang und Kirchenmusik verunziert und profanirt! Wir brauchen, sagt Glarean im Dodekachordon, Arbeiter von beiden Sorten, solche, die uns eine rechte Melodie schaffen, und wieder solche, welche die geschaffene Melodie in Harmonie zu setzen verstehen. Der erste, der Componist, wie wir jetzt sagen, hiess ihm, wieder griechisch, Phonaskus, wörtlich Stimmüber, Stimmbildner, also Sangmeister, der eine eigene oder Anderer Melodie vortrug und darin Unterricht ertheilte. Der andere, der Harmonist, führt bei ihm den Namen Symphonetes, »Stimmensetzer«. Wenn sie nun, glaubt Glarean, Männer mit solcher Kunst und Kenntniss reichlich hätten, so könnte es auch im Heiligthum der Religion besser werden und würde hier die selige Zeit einer wahren Frömmigkeit und Einigkeit anbrechen. Darum sollten, mahnt er, Männer dieser Art überall sich aufsuchen, mit einander für einen so erhabenen Zweck zusammenwirken und

der ächten Kunst der Töne mit ihrer wunderbaren Gewalt die Thüre des Hauses, die Pforte der Kirche, den Weg in jeden Kreis menschlicher Gemeinschaft und Verbrüderung aufthun. Aber warum, fragen nun wir, hat ein Mann wie Glarean, in dessen Seele so viele Saiten hoher und heiliger Harmonie klangen, seinen Zug nicht dahin genommen und seinen Fuss nicht dahin gelenkt, wo dem Kirchenlied in seiner Kraft und Schönheit die Herzen und die Stimmen wieder zufließen? War es nicht die Reformation, die dem Kirchenlied die Tempelpforten mit wahrhaft geweihter Priesterhand aufschloss? Allerdings war es leider! nicht die reformirte Kirche deutscher Seite, die es that. Leider! sagen wir mit Recht, war es nicht Zwingli, der Kirchenlied und Kirchenmusik in ihrem Werth erkannte oder wenigstens verwandte und dieses mächtige Element in den Dienst der neuerstandenen Kirche zog. Er hat vielmehr beides aus der Kirche hinausgedrängt. Im Kreis des Heiligen waren ihm Lied und Musik ein Adiaphoron, eine gleichgültige Sache, man könne sie haben und auch nicht, und eben jetzt, in seinen Tagen, meinte er, sei nicht die Zeit, die Künste zu pflegen. Von dieser Zeit war er eben selbst in ihren mehr als nur reformatorischen, in ihren revolutionären Zug mithineingenommen, um die abwehrende und sogar zerstörende Hand gegen alles zu erheben, was aus der alten Kirche und von der römischen Seite herstammte, mochte es auch, wie Gesang und Musik, an sich noch so schuldlos und selbst löblich sein. Jetzt hatte Zwingli für Symbole und Ideale aus dieser Sphäre keinen Sinn. Ihm schwebte am höchsten die Aufgabe, mit dem Wort auf die Herzen zu wirken und diese Herzen von der Kette der falschen Satzungen, mit der sie hartnäckig umspannt waren, vermittelt der demonstrierenden Methode überzeugender Wahrheit wegzureissen. In Lehre und Logik für den begreifenden Verstand erblickte und suchte er die erste Waffe gegen die Feinde wie die stärkste Stütze der nur auf das Wort der Offenbarung gestellten Kirche; aber Zwingli verkannte, was für eine Gewalt in der Gefühlswelt verborgen liegt und wie diese Gefühlswelt noch auf andern Schwingungen als auf dem wenn auch starken Flügel des Wortes zu ewigen Ahnungen entfaltet werden kann. In realistischer Zweckthätigkeit sann Zwingli staatsmännisch über Kirchenordnung und Kirchenverfassung, aber auf den Kirchenkultus warf er nur etwa Seitenblicke und war oft nahe daran, in demselben nichts als

Formenkram, nichts als Schau- und Scheingepränge der römischen Kirche zu sehen. Das war, wir wollen es unverholen heraussagen, eine tadelnswerthe Einseitigkeit und Uebertreibung, aber es lässt sich darüber für ihn manche Entschuldigung finden. Er war ausserordentlich beschäftigt und hatte für ein anderes Gebiet keine Zeit. Ferner wurde er mitten aus diesen Jahren rastloser Thätigkeit durch den Tod entrissen, viel zu früh, als dass es ihm vergönnt sein konnte, versäumte Arbeit oder Aufgabe später nachzuholen. In Zürich war er, was ebenfalls nicht ausser Acht zu lassen ist, einzelner als Luther und nicht umringt wie dieser von Dichtern und Sängern. Er kannte zudem den Kirchengesang besonders der Nonnen als ein blosses klägliches Geplärre und nennt es auch nur ein »mönen und brögen«. Schade, dass es um ihn herum so war und mit ihm so gieng!

Der Nachtheil drang mit ihm auch in die von ihm vertretene Richtung über und wurde Jahrzehende lang ein beklagenswerther Mangel im Gottesdienst und Glaubensleben sehr vieler reformirten Gemeinden. Ja bis in unsere Tage herein hat man der reformirten Kirche jene gedankenmässige Kahlheit, jene gefühlsarme Nüchternheit nachweisen wollen und glaubte, dafür immer Zwingli verantwortlich machen zu dürfen. Nicht ohne Grund, gewiss, wie bemerkt, aber auch nicht in dem Masse, dass die ganze Verschuldung einzig und allein auf Zwingli zurückfällt. An sich war Zwingli ganz und gar nicht unmusikalisch, vielmehr übte er Gesang und spielte Instrumente mit eigentlichem Talent. Zu Bern bildete er dieses Talent so weit aus, dass sich die dortigen Dominikaner alle Mühe gaben, ihn eben deshalb in ihren Orden herein zu ziehen. Zu Basel suchte er, wenn er an den trockenen Formen der Scholastik ermattete, des Gemüthes Erfrischung, wie Mykonius genugsam bezeugt, wieder in Gesang und Musik. Es hiess bei seinen Bekannten, Zwingli sei so geschickt, dass er in kurzer Zeit alle Instrumente gelernt hatte und spielen konnte. Die Gegner legten es ihm ja eben im bösen Sinne aus, er sei ein magister in artibus liberalibus, ein Meister, heisst dies bei ihnen, in liederlichen Spielereien, ein fertiger Mann in Bübereien, wie ihn Salat in seine Chronik setzte, in Trommelschlagen, Pfeifen, Lauten, Harfen, er sei mit einem Wort nichts anderes als ein evangelischer Pfeifer. Von besserer befreundeter Seite wurde er dann freilich dafür ganz anders geschätzt. Er

habe, sagt Bullinger, Lieder gemacht und zu diesen Liedern auch noch die modos gesetzt, das Gesang zu 4 Stimmen geordnet, und diese Lieder seien hernach an den Höfen der Fürsten und von den Musicis in den Städten gesungen und geblasen worden. Ist es nun nicht tief zu bedauern, dass Zwingli diesen seinen allseitig bezeugten Herzenszug, die musikalische Begabung und Veredlung, nicht gerade auf dem heiligen Gebiete hat walten lassen? Wäre es nicht möglich gewesen, dass er und Glarean sich eben im Kirchenliede inniger gefunden und gebunden hätten und es vielleicht nie zu jener schroffen Trennung der beiden gekommen wäre? Freilich — hätte Glarean in dieser gemeinsamen Friedenssphäre, in der Verklärungswelt der ewig freien Harmonie, eine Verbindung mit der Reformation eingehen wollen und hätte es nicht mit Zwingli thun können, so wäre ja ein anderer da gewesen, der ihm dazu Herz und Hand geboten hätte, und zwar Einer im frischen Schwung poetischer und musikalischer Fittige, das war Luther. Wie hat Luther dem Liede die Kirche, aber auch der Kirche das Lied geweiht, das Lied gerade als Choral, um es wieder in den Mund des allgemeinen Volkes, der gesamten gottdienenden Gemeinde zu bringen! Wie hat er dazu seine Lieder gedichtet, zu denselben Melodien erlesen oder selbst gemacht und wie glücklich ist er gewesen, die trefflichen Männer Walther, Senfl, Rumpff als musikalische Gehülfen um sich zu haben! Im vierstimmigen Chor muss ihm das Kirchenlied durch Kirchen und Schulen gehen, durch Sängervereine lässt er es einüben, durch Currenden oder fahrende Schüler verbreiten, durch junge Prediger empfehlen und vorsingen. So sehr ist Luther, im völligen Gegensatz zu Zwingli, dafür beseelt, mit dem Wort der Predigt auch den Sang des Liedes zu vereinen, dass er junge Gesellen, wie er sagte, nicht zum Predigtamt ordnen wollte, sie hätten sich denn in Sang und Sangesschule wohl versucht, ja er führte geläufig den Satz im Munde: Einen Prediger, der nicht singen kann, den seh' ich gar nicht an! Mit welcher Gewalt brechen die Lutherlieder, dem einherrauschenden Strome vergleichbar, nach allen Richtungen aus, auf alle Wege hin! Wie werden sie mit ihren lieben Melodien in Häusern, Werkstätten, auf Marktplätzen, Gassen, Feldern, überall, wo Menschen sich zusammenfinden, gesungen! Wer sollte es verkennen, wie viele Herzen aus dem Volk heraus eben dadurch zu Luther und seiner Sache hingezogen wurden und

was für einen hohen Dienst das Lied mit seiner heiligen Macht der Reformation geleistet hat! Es hat seine guten Gründe, wenn der Jesuit Conzen in die Klage ausgebrochen ist, Luther habe mit seinen Liedern mehr Seelen getödtet als mit seinen andern Schriften und Reden. O was für einen Genossen in seiner hohen Sache hätte Glarean an Luthern und was für ein Bündniss an dessen Sängerkreis gehabt! Allein es kommt nie und nirgends zu einer Verbindung, nicht einmal zu einer Annäherung. So erhaben das Werk ist, das Glarean und Luther betreiben und so hoch der Eifer geht, mit dem es auf beiden Seiten gehegt und gepflegt wird, trotz aller dieser schönen und innigen Verwandtschaft bleibt zwischen ihnen eine fremd auseinander spannende Klüftung, und wo müssen wir die Schuld hievon abermals suchen als in jener Verfehdung und Verbissenheit, welche Glarean an der Seite des Erasmus gegen die Reformation und Reformatoren und namentlich gegen den deutschen Reformator fast unwissentlich eingeathmet hat. Sie hat es ihm auch hier nicht zugelassen, die Personen zu vergessen und über ihnen ein herrliches Werk geistigen Segens gemeinsam zu treiben. Gewiss wäre Glareans Dodekachordon noch etwas anderes geworden, wenn es den frischen Odem des Lebens in sich aufgenommen und sich dadurch zu einem verständlichen Buch im Mund und Verkehr des Volkes gemacht hätte, während es so bei aller Fülle des Inhaltes nur eine gelehrte Theorie mit abstrakten Sätzen geblieben ist, die sich nicht wahrhaft in Fleisch und Blut, in Sang und Klang umsetzen liessen. Was sollen wir vollends sagen, wie viel Glarean eben gerade der sang- und klanglosen Kirche seines Freundes Zwingli hätte nützen können, wenn er Luthers Lied in diese Kirche hineingetragen hätte, er, der dazu mit seiner Kenntniss der Sache und mit dem Gewicht seines Namens befähigt gewesen wäre, wie kaum ein anderer!

Es ist noch ein Gebiet zu nennen, auf dem sich Glarean durch verschiedene Arbeiten bethätigt hat und wo wir ihm ebenfalls mit gespannter Aufmerksamkeit nachgehen wollen, das ist die Geographie, von der wir schon früher ein Wort angebracht haben. Seine Hauptarbeit ist das Buch der Geographie, das er zum ersten Male im Jahre 1527 zu Basel, später noch manchmal, zuletzt im Jahre 1551 zu Freiburg herausgab. In dieser Schrift legt Glarean kurz und klar die geometrischen und astronomischen Prinzipien

der mathematischen Geographie dar, sodann die Eintheilung der Erde in Zonen, die Bestimmung der geographischen Lage, die Tageslänge unter verschiedenen Polhöhen u. s. w. Er giebt ferner eine Beschreibung der Länder von Europa, Afrika, Asien, nebst den wichtigsten Flüssen, Städten, Gebirgen und andern Angaben. Zum Schluss erwähnt er doch auch die neuen Entdeckungen von Columbus und Amerigo Vesputius, von welch' letzterm bekanntlich die neu entdeckte Welt ihren jetzigen Namen Amerika erhalten hat. In der Ausgabe von 1528 hat das Buch eine Zuschrift an den Polen Joannes a Lasko, den polnischen Reformator, Schüler des Erasmus und Propst zu Gnesen seit 1526. Es ist in 40 Capitel eingetheilt. Die 19 ersten Capitel behandeln die allgemeine Geographie. Darin finden sich Artikel wie *de mensura et ejus partibus*, *de pede Romano*, im 19. Cap. *de inducenda papyro in globum*, wo gezeigt wird, wie ein aus 12 kleinen Monden zusammengesetztes Kugelnetz gezeichnet werden müsse. Ueberhaupt verräth Glarean auch in diesem Fache der Geographie einen nicht gewöhnlichen Standpunkt. Er zeigt grosse Kenntnisse, richtige Begriffe, und einen überall herumsuchenden Forschergeist, der überraschende Blicke bald dahin, bald dorthin wirft und die Mängel andeutet, an denen die Geographie zu seiner Zeit noch leidet, wie die Instrumente noch verbessert und vielerlei zweifelhafte Punkte gelöst werden sollten. Eine Frage von ausserordentlichem Interesse ist es für uns, welche Stellung Glarean zum copernikanischen Weltsystem eingenommen habe, und wir können nicht umhin, dieser interessanten Betrachtung einige Augenblicke zu widmen. Im Jahr 1543 war Nikolaus Copernikus auf den offenen Schauplatz der Welt und Wissenschaft mit seiner neuen Theorie herausgetreten, über welcher er mehr als 30 Jahre, tief versunken in die grössten Probleme, gebrütet hatte. Zu Nürnberg kam das merkwürdige Buch heraus und führte den Titel: *De orbium coelestium revolutionibus*. Ein grosses Ereigniss ist mit dem Buch sachte von einem kleinen Punkt ausgegangen, von jenem Frauenburg, dem Städtchen dort oben am frischen Haff im Königsberger Kreis, wo Copernikus Domherr oder Canonicus war. Eine Brandfackel war angezündet, die zu einem Weltfeuer hellflammender Wissenschaft, aber auch zu einem Weltbrand heftiger und heute noch hitziger Kämpfe geworden ist. Und wahrlich, bei der hochgehenden Macht und Wacht der Kirche und ihrer Hierarchie hätte das eine ganze Re-

volution neuer Lehren umschliessende Buch auch dem Verfasser selbst, dem Frauenburger Domherrn, höchst gefährlich werden können. Das hatte Copernikus in eigener Ahnung erkannt und war auf den glücklichen Gedanken gerathen, dem Donnerstrahl gerade an demjenigen Orte zuvorzukommen, von dem er ihn am tödtlichsten treffen konnte, das war ja Rom, wenn auch für ihn eine gewisse Beruhigung darin liegen mochte, dass er vor Jahren als Lehrer der Mathematik gerade in Rom selbst angestellt und mit Auszeichnung behandelt worden war. Er widmete das Buch dem Haupt der Kirche, dem Papste, und hatte das Glück, dass der Papst die Widmung annahm und damit über das Buch gleichsam die Schutzflügel päpstlicher Gnade spannte, unter denen sich der Domherr geborgen sah, wenn das Wetterstürmen von gewissen Seiten her gegen ihn losbrechen sollte. Es ist Paul III., derselbe Papst, welcher im Jahre 1540 den fanatischen Spanier Ignatius Loyola eingesegnet und mit ihm den Jesuitenorden sanctionirt hat. Könnte man nicht versucht sein, es eine Ironie des Schicksals zu nennen, wenn dieser Papst Paul III. im Jahre 1543 das Buch des neuen Weltsystems aus dem hochsinnenden Geist des Copernikus mit seinem päpstlichen Wohlgefallen besiegelt und im nämlichen Jahre dem neugestifteten Jesuitenorden aus dem von unten stammenden Geist die Vollmacht ertheilt, beliebig Mitglieder aufzunehmen und beliebig Statuten aufzusetzen, ohne dafür die päpstliche Genehmigung einholen zu müssen, um welche doch bis dahin jeder andere Orden nachsuchen musste! Was sind das für zwei himmelweit von einander abgetrennte Dinge, die Entgegennahme des copernikanischen Weltsystems und die Autoritätsproklamation des Jesuitenordens, und doch sind sie beide gleichsam in eine einzige Stunde der Weltgeschichte zusammengedrängt, sie, welche diese Weltgeschichte, die Geschichte der Ideen und der von ihnen geleiteten Völker, in zwei so ungeheure Gegensätze zertheilen! Sind je Wahrheit und Irrthum in einem grössern Contrast auf einen Augenblick zusammengetreten? Aber gewiss ist und bald kommt es an den Tag, dass es Geister geben wird, welche beides, Wahrheit und Irrthum, dort oben am Firmament wie hier unten auf Erden in hoher Klarheit zu schauen und zu scheiden vermögen. Auf dem Stuhle Petri zwar sitzen diese Geister nicht. Paul III. ist es so wenig als Pio nono. Haben doch die Jesuiten noch vor einigen Dezenen von Rom als von der weltbeherrschenden

Cathedra aus der Menschheit zu erklären gewagt, das copernikanische Weltsystem sei eine satanische Ausgeburt des Unglaubens und der Unvernunft, und haben ja Protestanten wie Pastor Knak und Genossen es nicht verschmäht, oder vielmehr sich nicht geschämt, mit Rom in das gedankenlose Verdammungsgeschrei über den von der Wissenschaft prachtvoll aufgeschlossenen Himmel einzustimmen und zu dem astronomischen Aberglauben des ptolemäischen Weltsystems zurückzukehren. Aber was denken wir nun von einem Geist wie Glarean? Sollte auch er den kostbaren Fund hoher Wissenschaft nicht erkennen? Sollte er ihn erkennen, aber nicht anerkennen? Das Eine können wir wohlbegreifen, dass Glarean in seiner Geographie vom Jahr 1527, also 16 Jahre vor der Erscheinung des copernikanischen Weltsystems, über dieses aufgegangene Licht noch kein Wort vorbringen konnte. Aber was sollen wir sagen, wenn wir 24 Jahre weiter schreiten und zum Jahr 1551 kommen, wo Glarean die sechste Ausgabe seiner Geographie in die Welt ausgeben lässt? Warum sagt er hier nichts von der neuen Theorie, die damals doch schon 8 Jahre lang die Geister beschäftigt hatte? Hat Glarean auch jetzt noch nichts davon erfahren? Das ist nicht möglich. Das Buch hat von Anfang an ungeheures Aufsehen gemacht. Oder ist die Idee des Copernikus zu hoch gewesen und hat Glarean sie nicht zu erreichen vermocht? Wer wagte eine solche Vermuthung über einen Glarean, der von sich selbst aus über so manche Frage der mathematischen Geographie Licht verbreitet und eine für seine Zeit seltene Höhe der Erkenntniss einnimmt? Hat Glarean, obwohl er das copernikanische Buch gelesen und verstanden hat, dafür kein Interesse bekommen können? Hat er es als eine werthlose Neuerung keiner Beachtung würdig gefunden? Auch das ist unglaublich. Wer, wie Glarean, auf jeden Fortschritt erpicht ist und selber Fortschritte zu erringen rastlos strebt, der ist gewiss nicht der Mann dazu, gleichgültigen Sinnes, verächtlichen Blickes über eine wissenschaftliche That von solch unerhörter Bedeutung hinwegzugehen, wie sie von Copernikus auf dem Gebiete tellurischer und astronomischer Forschung den Zeitgenossen vor den sinnenden Verstand hingelegt worden war. Man darf nur die belehrenden Zusätze, Ergänzungen, Berichtigungen beachten, die Glarean seinem Freund, dem Humanisten Willibald Pirkheimer in Nürnberg zu dessen neuer Ausgabe des Ptolemäus geliefert hatte, so wird man

zu der Ueberzeugung geführt sein, dass es ihm unmöglich gewesen wäre, auf dem nämlichen Gebiete gegen eine Lehre von geringem Werth, geschweige gegen eine Entdeckung von so tief sinniger Wahrheit und so scharfsinniger Klarheit das Auge geschlossen zu halten. Glarean wusste ganz gut, dass für eine Reihe von tellurischen und siderischen Erscheinungen alltäglicher Art im ptolemäischen System keine erklärende Antwort zu finden war, von der Präcession der Tag- und Nachtgleichen gar nicht zu reden, die ja schon ein Hipparch von Nicäa auf Grund der bereits von Aristarch aus Samos behaupteten Axendrehung und Sonnumkreisung 160 Jahre vor Christus gefunden hatte. Gewiss hat unserm Glarean eingeleuchtet, wie unhaltbar im ptolemäischen System schon der erste Satz ist, die Erde stehe still und die Sonne laufe, und noch unhaltbarer der zweite, die Erde sei der Mittelpunkt des Universums, die Sonne umkreise sie als ihre Dienerin oder Trabantin und alle übrigen tausend und tausend Welten bestünden nur um der einen kleinen Erde willen. Das ist so geredet wie wenn gesagt würde, um einen Wassertropfen zu bekommen, müsse man einen ganzen Ozean herschaffen. Mit Copernikus fielen alle solche ungereimte Meinungen völlig dahin, mit ihm bekamen so viele Räthsel ihre ungezwungene Lösung und jede andere Frage eine Antwort, welche wieder zu weitem im System liegenden Schlüssen fortleitete. Wie hätte dies einem Kenner und Forscher wie Glarean verborgen bleiben können? Gut. Aber wenn nun Glarean so zu Copernikus steht, warum hat er das copernikanische System nicht in seine letzte Ausgabe der Geographie aufgenommen, warum darüber nicht ein offenes Bekenntniss abgegeben, warum nicht seine dankbare Begeisterung ausgesprochen? Hierüber bleiben wir in Vermuthungen stehen. Seit seinem Zuge nach Freiburg hatte Glarean gegen alle Neuerungen besonders kirchlicher Art Misstrauen gefasst und Gegenstellung genommen. Das Feld der Geographie ist nun freilich in das allgemeine Gebiet der Wissenschaft zu fassen und steht nicht im unmittelbaren Zusammenhang mit Glaubenssachen. Das copernikanische Weltsystem hätte also bei Glarean neben seinem Katholizismus Platz nehmen können, war ja Copernikus selber auch noch innerhalb der katholischen Kirche und in derselben sogar Canonicus. Das liesse sich sagen, wenn in diesem neuen Weltsystem nicht ein Satz vorgekommen wäre, der geradaus und schroff gegen den Glauben ver-

stiess. Das ist der Satz, dass die Erde gehe und die Sonne still stehe, während in der Bibel völlig umgekehrt zu lesen ist, die Sonne gehe und die Erde stehe still. Es ist bekannt, wie viel Anstoss, ja Aergerniss das copernikanische Weltsystem mit diesem Einen Satz gegeben hat. Das war zu weit gegangen, war zu kühn geredet, war ein zu starker Schlag auf die unantastbare Autorität der heiligen Schrift. Das konnte man nicht gelten lassen. Das ganze Zeitalter erhob sich zum Widerspruch. Wir sehen Männer stutzig werden, die sonst vor keinem freien Wort zu erschrecken pflegten und den Lichtspuren der Wahrheit muthigen Schrittes in alle Richtungen hinaus nachgiengen. Zu diesen Männern gehören auch die vordersten Bahnbrecher geistiger Freiheit, die Reformatoren, ein Luther und ein Melanchthon. Sie haben die Haltlosigkeit einer irrigen Glaubenslehre, die Widersprüche einer verdrehten Syllogistik scharfsinnig mit schlagender Gedankenfolge nachgewiesen. Aber sie haben diese Gedankenschärfe fallen lassen, wo es gegen Unrichtigkeiten oder Irrungen gehen sollte, die sich in der Bibel selber finden. Sie haben es unbeanstandet hingenommen, wenn in Psalmen, Hiob u. s. w. geschrieben ist, die Erde stehe auf Säulen oder die Erde hange an Ketten, ohne die Frage zu wagen, worauf denn ihrerseits wieder die Säulen ruhen, auf welche die Erde gestellt ist, oder woran die Ketten haften, von welchen die Erde herunterhängt, lauter Dinge, auf die jedes Schulkind von seinem ersten natürlichen Denken aus hingeführt wird. Diesen Schritt über die Bibel hinaus und geradezu wider sie thaten die Reformatoren nicht und wiesen darum das copernikanische Weltsystem ab. Wir begreifen es in gewissem Sinne. Die Bibel war ihnen die mächtigste und geweihteste Waffe, mit welcher sie den Kampf gegen den Feind eröffnet hatten und nun weiter führen sollten. Es musste ihnen in hohem Grade daran gelegen sein, diese Waffe unzertheilt und ungebrochen zu erhalten, also die Bibel in ihrer vollen Integrität und Autorität zu wahren, wohl wissend, dass sie an Streitkraft ärmer und ihres Sieges ungewisser werden, sobald sie in das Gotteswort, mit dem sie sich wie mit einer geschlossenen Waffenrüstung zum eigentlichen Weltkampf gegen einen übermächtigen Widersacher gürten müssen, mit eigener Hand einen Riss machen. Wenn nun auch Glarean mit ihnen nicht in den nämlichen Kampf einsteht und den Feind nicht auf der gleichen Seite zu suchen hat wie sie, so

ist doch nach seiner ganzen Denkart und Herzensrichtung als gewiss anzunehmen, dass er mit den Reformatoren immerhin dieselbe Stellung zur Bibel als der unfehlbaren Richtschnur unseres Glaubens und Lebens getheilt hat. Es ist daher nicht die Ungläubigkeit oder eigentliche Feindseligkeit gegen die Wissenschaft, es ist weit mehr einerseits die Uebergläubigkeit an die Bibel und ihre Autorität in allen möglichen auch nicht religiösen Dingen, anderseits die Aengstlichkeit, die Bibel von ihrem seit allen Jahrhunderten behaupteten Rang zweifelloser Wahrheit herunterzusetzen, wenn sie eines so auffälligen Irrthums vor der ganzen Welt geziehen würde. Hat nun Glarean, wie die Reformatoren gethan, das copernikanische Welt-system von sich abgewiesen und das ptolemäische festgehalten, so ist es sicherlich aus diesen angeführten Gründen geschehen. Aber bei all' dem bleibt noch etwas Raum übrig, meinen zu dürfen, Glarean habe an dem merkwürdigen Buch: *De orbium cœlestium revolutionibus* vielleicht doch sein Wohlgefallen gehabt, also vielleicht! Man kann nur sagen, er habe das Wohlgefallen nicht ausgesprochen. Er kann es aber still gehegt haben, denn er hat auch das Gegentheil nicht ausgesprochen. Freilich wäre unsere Freude noch eine ganz andere und würde sich zum förmlichen Triumph erheben, hätte Glarean den Stand der Wissenschaft in der Geographie so entschieden vertreten wie er es in der Geschichte bei Livius und andern gethan hat. Auf welcher hohen Warte einer der erhabensten Wissenschaften stünde uns Glarean, hätten wir in ihm nicht mehr einen Ptolemäer vor uns, sondern einen begeisterten Copernikaner, der unsern Planetenball mit seinem mächtigen Fluge im nie beschatteten Lichtäther der Sonnensphäre kreisen und ihn mit den Millionen anderer Welten das wundervolle Schauspiel des unermesslichen Universums mitmachen lässt! Wie, wäre ein Luther, ein Melanchthon, wäre auch unser Glarean mit der copernikanischen Lehre an Religion ärmer geworden, wären sie nicht mehr die guten Christen mit ihrem freudigen Glauben geblieben? Wahr ist es, das copernikanische Welt-system ist derjenige Lehrpunkt geworden, an welchem sich Wissenschaft einerseits, Bibel- und Buchstaben-glauben anderseits gegen einander gemessen haben wie an keinem andern. Aber das soll uns niemand sagen, dass ein Gemüth nicht mehr fromm sein könne, wenn der Verstand, von der Macht ewiger Gesetze gedrängt, von der ptolemäischen Lehre zur copernikanischen

übergegangen ist. Wo haben wir einen grössern Gott, in derjenigen Lehre, nach welcher die Erde in unbeweglicher Beschränktheit einen festgenagelten Punkt ausmacht und das ganze Weltall in schraubenmässigem Gewinde um diesen einen kleinen Punkt, um dieses winzige Sandkorn herum den immer einförmigen Gang vollbringt, oder in derjenigen Lehre, nach welcher die Erde im freien Schwung eigener Bewegung als Welt mit andern Welten kreist und diese Welten ihre tausendfach durcheinander gezogenen Bahnen laufen, ohne dass die eine die andere stört oder auf der eigenen Bahn so zu sagen nur um eine Linie irrt? In welchem Universum lebt der erhabenere Schöpfer, in demjenigen, in welchem ein ungeheurer Weltapparat construirt wird, um mechanisch einen einzigen untergeordneten Körper zu bedienen, oder in demjenigen Universum, in welchem jeder der Millionen Weltkörper den selbstständigen Zweck im eigenen Dasein hat und doch wieder alle mit einander die Harmonie einer einheitlichen Schöpfungs Idee ausführen? Welchem Weltgeist gebührt eine ehrfurchtsvollere Anbetung, demjenigen, der die willkürlichen Bilder einer menschlich träumenden Phantasie an die drehende Himmelsscheibe setzt, oder demjenigen, der seine Urgedanken ewig gleicher Wahrheit, ewig gleicher Schönheit in den Wundern einer gesetzmässig wandelnden Weltordnung verwirklicht?

Gewiss haben wir Fingerzeige zu vermuthen, dass Glarean in der Wissenschaft auf dem Wege war, diesen grössern Gott, diesen erhabenern Schöpfer, diesen Weltgeist der harmonischen Weltordnung zu finden. Wir sagen, in der Wissenschaft war er es. Im Glauben hat er dann vielleicht, wie es Tausenden begegnet, die Wissenschaft wieder aus dem Blick verloren, hat sie mit der Weltbetrachtung eines kindlichen Zeitalters verwechselt, wo der Mensch Himmel und Erde gerade so beschaut, wie die ersten Eindrücke der Natur uns denken und reden lehren. Das ist die Weltanschauung des mosaischen Zeitalters, im Spiegel des Glaubens mit erhabenen Gefühlen und heiligen Ahnungen, in der Beleuchtung der Wissenschaft mit engen Grenzen und fehlerhaften Vorstellungen. Da geht der Mensch immer von sich aus und zählt die Jahre der Welt nach der Länge der Menschheit. Er rechnet die ihm selbst vorangegangenen Geschlechter aus und trägt die gefundenen 5—6000 Jahre auf die gesammte Schöpfung über, ohne zu bedenken, dass über dem engen Ring menschlicher Existenz das Universum mit sei-

nen Ewigkeiten liegt. Zu diesen Gedanken sind wir nun im gegenwärtigen Zeitalter gekommen. Wir schauen von der kleinen Erde hinaus in das unendlich erweiterte Weltall, schauen von der eingeschränkten Menschheit weg in die alles umfassende Gottheit, schauen aus der Erde zählbarer Zeit hinüber in des Universums unzählbare Ewigkeit. So weit zu kommen war für Glarean geradezu unmöglich. Denn wir dürfen nicht vergessen, dass die damalige Wissenschaft, wie er und seine ganze Zeit sie besass, nur in mühsamem Ringen arbeitete und mit den erforderlichen Hilfsmitteln höchst spärlich und armselig ausgerüstet war. Erst die spätere Zeit bis auf die Tage der Gegenwart mit den riesigen Fortschritten in Optik, Physik, Chemie, Mathematik hat das Auge des Astronomen bewaffnet, hat die Himmelsbahnen von Sonnen und Monden bis in die endlose Ferne gemessen, hat die Constellationen der rollenden Gestirne bis auf die Sekunde berechnet, hat den Lichtstrahl in der wunderbaren Diathese des Spectrums analysirt und vielerlei andere Resultate geliefert, die auch über einen Copernikus hoch hinausgehen. An allen diesen Errungenschaften in den Sphären der reizendsten Forschung ergötzen wir uns bis tief in die sinnende Seele. Wir sehen uns auf eine zu Glareans Zeit noch nicht geahnte Höhe der Weltkenntniss gehoben. Aber darum sind wir als Menschen nicht grösser, nicht fehlerfreier, nicht gottverwandter geworden, und ferne sei es von uns, von dieser Höhe der gegenwärtigen Wissenschaft auf einen Glarean mit irgend einer Geringschätzung herabzublicken. An der Stelle der Geringschätzung wird bei uns immer die Bewunderung stehen, und wir sagen es zur richtigen Beleuchtung dieses uns vielfach so interessanten Artikels der Geographie aus voller Ueberzeugung nochmals, dass Glarean die Höhe seiner Zeit so gut eingenommen hat als wir diejenige unserer Zeit erstiegen zu haben uns rühmen und dass wir kaum begreifen, wie er mitten in dem reichen Tagwerk seiner andern Lehrfächer und Wissenschaften auch auf diesem Gebiete noch so viel zu leisten vermochte! — Und noch ein Ruhm ist es, der unserm Glarean gebührt. Dieser Ruhm tritt uns gerade hier, auf dem Gebiete des realistischen Unterrichtstoffes, der Geographie, so hell vor den Blick, dass wir, würden wir der Sache kein Wort widmen, eine treffliche Seite am Beruf Glareans, des Lehrers und des Gelehrten, im Schatten liessen. So begeistert nämlich Glarean unter den Humanisten

steht, hat er sich doch vor der bei den Humanisten so häufig gesehenen Einseitigkeit zu hüten gewusst, den Humanismus als alleinige Geistesrichtung zu pflegen und ihn auf Kosten aller andern Wissenschaften zu privilegiren. Er geht darauf aus, neben dem Humanismus einen Platz im Reiche der Bildung auch dem Realismus einzuräumen. Er gibt sich unverkennbar Mühe, in Schule und Wissenschaft die ideale Gedankenwelt und die lebensvolle Naturwelt mit einander zu vermitteln. Hievon legt er uns die Beweise in die Hand, wenn er in geschichtlichen, geographischen, mathematischen, astronomischen und verwandten Studien bald die Unterrichtsstunden seiner Burse verbringt, bald die Feder seiner literarischen Arbeit verwendet. Wäre auf diesem von Glarean eingeschlagenen Wege fortgeschritten worden, so sähen wir jenen Dualismus längst überwunden, der von dem exklusiven Schulwesen und Studiengang des Mittelalters hergekommen ist. Es ist der Dualismus, durch welchen die Welt der Idee und die Welt der Realität viel zu weit auseinander gehalten, die erste zu hoch über die zweite, die zweite zu tief unter die erste gestellt, ja geradezu wie Null und Nichts behandelt worden ist. Zunächst ist allerdings die Scholastik als Urheberin der Verschuldung anzuklagen. Sie hat von vornherein die Kirche an und für sich als heilig, die Natur an und für sich als profan erklärt. Nur was die Kirche lehrt, ist glaubenswerth und wissenschaftlich, was aus der Natur hervorgeleitet wird, ist ein trügerisches Spiel der Sinne, vielleicht sogar eine verderbliche Blendung der Seele. Aber auch der Humanismus ist von der Schuld nicht frei zu sprechen, die Bildung der Jugend auf einen isolirten Pfad, auf die einseitige Pflege eines Ideals hinausgetrieben zu haben. Er unterscheidet sich freilich von der Scholastik dadurch, dass er ein ganz anderes Wissensobjekt zu seiner Grundlage genommen hat. Aber beide, Scholastik und Humanismus, treffen darin zusammen, dass sie das inhaltsreiche Material der wundergefüllten Natur und Naturkenntniss vernachlässigt und vergessen haben. Die Folge davon war, dass sich die Universitäten, diese herrschenden Lehrstühle der höchsten Bildung, gegen die technischen Wissenschaften abschlossen, die technischen Wissenschaften sich gegen die Universitäten in Opposition stellten und, an den Universitäten vorbeiziehend, ihren eigenen Gang nahmen. Das ist mit der neuern Zeit geschehen. Erst sie ist aus dem Traum aufgewacht und hat den Irrthum

erkannt. Sie hat den Reichthum des Lebens in seinen eigensten tiefsten Quellen aufgesucht und ist von der Natur für diese ihr gewidmete Aufmerksamkeit aus den Fundgruben ungeahnter Wunderkräfte in riesigen Erfindungen auf die grossartigste Weise belohnt worden. Wie begreiflich, dass die technischen Wissenschaften diese Trophäen ihres Triumphes stolz in die Höhe hoben, dass sie damit das Recht ihrer Existenz, das früher so hartnäckig beanstandet worden, vor aller Welt Augen darlegten, ja dass sie mit ihren handgreiflichen Wunderthaten den staunenden Zeitgenossen den Gedanken beibrachten, ihnen als den der Menschheit praktisch dienenden Wissenschaften gebühre unbedingt der Vorrang, dagegen sei den theoretisirenden Studien der Platz ein für allemal hinter ihnen zuzuweisen, wo nicht ganz und gar überhaupt zu verweigern. Und doch liegt auch hierin abermals eine Unwahrheit und abermals eine Einseitigkeit. Denn es ist doch immer wieder der theoretisirende Gedanke, der jeder technischen Ausführung vorausgehen muss. Es ist immer wieder die spekulirende Idee, welche jeder, der grössten wie der kleinsten Erfindung den Lebensodem zuhaucht und die Lebensgestalt zurechtet. Daher ist es nicht die neuere, sondern geradezu die neueste Zeit, die von den Extremen her zur versöhnenden Mitte hinlenkt und zum Bewusstsein leitet, die beiden Welten, die ideale und die reale gehören zusammen, nur in ihrer Vereinigung liegt die rechte Höhe der menschlichen Cultur. Gewiss ist dies wahr. Die Idee und das Experiment, die Spekulation und die That-
sache, die Philosophie und die Naturwissenschaft, sie alle müssen in gegenseitiger Kenntniss und Verständniss arbeiten, und nur da, wo sie sich die Hand reichen und Himmel und Erde mit einander theilen, sind wir in einem harmonischen Bildungsgange begriffen und werden dazu gelangen, die Welt nach beiden Richtungen hin, im Reichthum ihrer sichtbaren Gestaltungen und in der Macht ihrer unsichtbaren Geheimnisse, theils richtiger zu verstehen, theils segensreicher zu verwerthen. Das ist das erhabene Ziel, auf dessen zulaufende Bahnen wir jetzt gestellt sind, mit einer, fügen wir bei, frohlockenden Freude, wie sie der Sieger im Gefühl des gelingenden Kampfes hat. Aber eine andere stille Freude haben wir doch auch noch daneben und zwar von viel früher her, dass damals schon ein Glarean, wenn auch nicht mit uns auf gleichem Standpunkt, doch auf der richtigen Fährte gewesen ist, welche auf dieses

nämliche Ziel hinausweist. Dass er es gewesen, wird uns niemand bestreiten, der ihn in seinem vielseitigen Wissen und Wirken nicht mit einer raschen Oberflächlichkeit, sondern mit einer eingehenden Genauigkeit beschaut.

So ist uns nun vor den Blicken eine Wissenschaft nach der andern vorübergegangen, in welcher Glarean seine Thätigkeit entfaltet und, wie wir beisetzen dürfen, auch seine Tüchtigkeit bewährt hat. Es ist eine ganze Reihe daraus geworden und wir sehen den Mann von einem Feld in's andere immer rüstig und rastlos hinüberschreiten. Kaum ist eine Arbeit vollendet seinen Händen entfallen, so greifen diese Hände schon wieder eine andere an, oft auf einem ganz neuen Wege, in einem entlegenen Gebiete, dass man dem forteilenden Forscher und Sammler mit einem geheimen Zweifel nachsieht, ob er auch hier wieder eine Aufgabe zu lösen vermöge. Dann gibt uns eine Abhandlung, eine Schrift, ein Buch, sogar ein Werk in die Länge und Breite die Antwort, er habe seine Arbeit dort und überall gelöst. Da staunen wir bald ob dem Fleiss, der unermüdet daran sass, bald ob der Kraft, die ungebrochen in alles eintrat und durchdrang, bald ob der uneigennütigen Hingebung, die wenig für sich selbst errang, aber, geringe Rechnung eigenen Gewinnes nicht achtend, durch alle Mühen auf das Ziel lossteuert und, ist es erreicht, das Gelingen der Sache, den Triumph der Wissenschaft als eigene Belohnung ansieht. Allein bei all' dem ergeht es uns wie vielen andern Lesern und Freunden Glareans. Glarean steht uns unter den talentvollen Männern, welche Wissenschaft und Bildung in vielseitiger Richtung gefördert haben, aber er steht uns nicht unter den Geistern, die mit bahnbrechenden Ideen in die Menschheit eingedrungen und ihr zu genialen Führern auf die Höhen völlig neuer Erkenntniss und völlig neuer Entwicklung geworden sind. Glarean stand in der Nähe solcher Führer und hätte wahrhaftig mit diesen seinen Platz in der Geschichte ganz anders, viel höher nehmen können, als er ihn genommen hat. Alles war ihm dazu bereit gelegt, eine merkwürdige Zeit, vorzügliche Männer, wohlgesinnte Freunde, reiche Vergünstigungen und Huldigungen. Aber er hat seine richtige Stellung übersehen, eine falsche Umgebung gewählt und den deutlichsten Winken ein blindes Auge, ein taubes Ohr entgegengehalten. Hätte er diese Irrung vermieden, hätte er jene halblose Wankelmüthigkeit, jene kurzsichtige

Engherzigkeit, jene knechtische Abhängigkeit überwunden und mit den grossdenkenden Helden der Zeit das Grosse gewagt, wir zweifeln nicht, mit der wagenden Kühnheit wäre auch die Hoheit erschienen, wären Gedanke und Kraft auf den emportragenden Wogen geistig mächtiger Bewegungen über die Linien derjenigen Mittelmässigkeit hinaufgehoben worden, in welcher sich Glarean, wie ja allgemein geurtheilt wird, nach seiner ersten Natur und Anlage und auch später immer bewegt haben mochte. Aber Eines müssen wir ihm gerade hiebei zum Ruhme anrechnen! Er selbst hat diese seine mittelmässige Kraft nicht überschätzt und hat sich selbst für keine Grösse im eminenten Sinne gehalten. Alles, schrieb er unter dem 5. April 1553 an Aegidius Tschudi, alles an mir ist mittelmässig, nichts hoch über, nichts tief unter dem Mass, nihil summum, nihil infimum. Die Mittelgötter sind mir hold, medioxami dii sunt mihi propitii. Aber sichtbar, fügen wir hinzu, waren es Mittelgötter majorum gentium, welche ihm ihre Gaben immerhin mit einer mehr als gewöhnlichen Gunst zugemessen haben. Vorzüglich war es Ein kostbares Gut, das ihm von der göttlichen Gnade in einem für Menschen seltenen Masse zugetheilt wurde, das war seine Gesundheit. Er hat sie fast ununterbrochen bis in ein hohes Alter genossen. Ohne sie wäre es ihm nicht möglich geworden, eine so vielseitige Thätigkeit in theoretischer und praktischer Richtung zu entwickeln und in der unaufhörlichen Lösung mühsamer Aufgaben theils die grosse Willensstärke, theils die ausdauernde Standhaftigkeit zu behaupten. Ueber 50 Jahre stand er auf dem Lehrstuhl und sah eine Unzahl von Schülern aus allen Ständen und Gegenden um sich versammelt. In Freiburg, wo er den grössern Theil dieser Lehrthätigkeit, nämlich 30 Jahre, verbrachte, vermochten die gewöhnlichen Hörsäle die ausserordentliche Menge seiner Auditoren nicht zu fassen und es musste ihm die Aula eingeräumt werden. Das war natürlich ein starkes Band, das ihn äusserlich und innerlich an Freiburg fesselte. Auf diesem reich befruchteten Felde seiner wissenschaftlichen Thätigkeit war ihm immer gut zu Muthe und nicht leicht wandelte ihn die Lust an, auf demselben zu feiern oder Freiburg zu verlassen. Er hat es sehr selten gethan, etwa, um einen kurzen Ausflug in seine Heimath, das liebe Schweizerland, zu machen. Auf längere Zeit hat ihn Freiburg, so viel sich nachweisen lässt, ein einziges Mal scheiden sehen. Dasselbst war nämlich

eine epidemische Krankheit, zu jener Zeit gemeinlich Pest geheissen, ausgebrochen und nahm von Tag zu Tag eine gefährlichere Heftigkeit an. Wollte Glarean sein Leben nicht sichtbar auf das Spiel setzen, so war auch er genöthigt, von seinem lieben Herd, Haus und Lehrstuhl fortzueilen. Er gehe, erklärte er, und Sorge nur deshalb für sein Leben, damit er es seinen Zöglingen noch länger erhalte. Er zog nach Villingen im Schwarzwald, verlebte hier aber keineswegs müssige Tage, sondern setzte mit dem gleichen Fleiss wie zu Freiburg Unterricht und Studien fort und kehrte dann, als sich die Seuche mehr und mehr verloren hatte, wieder hieher zurück. Sonst zogen sich, soweit es Gesundheit betraf, seine Tage wie ein Goldfaden im Sonnenschimmer ungefährdet hin und liessen ihm die schaffende Hand ungehindert am Pflug. Aber nach und nach stellten sich doch mancherlei Vorboten ein, ihm rücke der Abend heran. Ganz unversehens, schrieb er am 31. Mai 1557 an Tschudi, hat mich mein Zwingherr, der Augenschmerz, oculi dolor, überfallen, so heftig wie im ganzen Jahre noch nie. Die Kräfte nahmen von Jahr zu Jahr ab und allmählig stellten sich Brustbeschwerden mit einem Husten ein, der ihm zu mancher Zeit nicht einmal mehr zulies, noch etwas zu schreiben oder auch bloss zu lesen. Er selbst bekam unwillkürlich das Gefühl, zu seinem rechten Tagewerk im öffentlichen und häuslichen Lehrdienst sei er nicht mehr stark genug, und dachte daran, wenigstens den einen, den Lehrdienst an der Universität so viel als unausweichlich nöthig wurde zu beschränken. Im Herbst des Jahres 1560 erklärte er dem Senate, sein Alter gestatte ihm nur noch einige Stunden öffentlich zu unterrichten. Der Senat begriff diese von den Umständen aufgenöthigte Erklärung und nahm sofort darauf Bedacht, den durch Glareans Rücktritt ledig fallenden Lehrstuhl der Poesie wieder zu besetzen. Aber es geschah theils mit tiefem Bedauern, dass der bisherige vorzügliche Lehrer diesen Lehrstuhl verlasse, theils in unverkennbarer Verlegenheit, demselben wieder einen Mann zu verschaffen, der Glareans ebenbürtiger Nachfolger heissen und dessen mächtig wirkenden Einfluss bei den Studirenden ausüben konnte. Der erste Ersatzmann war ein Freund Glareans, der berühmte Gräcist Hartungus, der sich aber nur zu einem provisorischen Dienste finden liess und sich von der Stelle bald wieder zurückzog. Der zweite, Apollinar Burkhard, liess sich in bestimmtem Sinn und

Titel als Professor der Poesie wählen, wusste sich aber nicht beliebt zu machen und sah nie die gefüllten Hörsäle, die sich Glarean so viele Jahre mit einem eigentlichen Zauber seines Wortes und seiner Wissenschaft zu schaffen vermocht hatte.

Das alles konnte Glarean noch bemerken und von zahlreichen Seiten die Beweise nehmen, er werde in der That nur sehr schwer und vielleicht gar nicht zu ersetzen sein. Sowohl aus den akademischen Kreisen der Universität als aus den langen Reihen von Schülern und Freunden kamen immer neue Zeugnisse, was man in ihm verliere und mit welchem Leid sein Verlust empfunden, ja selbst betrauert werde. Es lag, könnten wir nun sagen, in allen diesen Kundgebungen ein hochlohnender Preis, der dem treuen Arbeiter wie eine von vielen Händen entgegengebrachte Krone erscheinen und ihm den Abend seines mühevollen Tagewerkes zu einem seligen Abschied verschönern musste. Was für ein friedereicher Ehrenglanz in des Daseins untergehender Sonne! Welch ein versüssendes Bewusstsein in des Gemüthes stillen Tiefen, wenn das Auge sich rückwärts wandte und es sinnend beschaute, was für eine Vergangenheit mit den bald krumm, bald steil laufenden Wegen durchgekämpft und nun darüber gleichsam die verklärende Ruhe eines Heiligthums erlangt sei. Aber bei Glarean war es eben doch nicht so, sein Gemüth trug solchen Friedenslohn doch nicht davon. Dieses Gemüth hatte aus der Vergangenheit zu viel der Bitterkeiten in sich aufgenommen und hatte, so hoch es früher sich schwang, eben jetzt den idealen Fittig nicht mehr, um über die trübenden Gestalten alter Erinnerungen hinwegzuschweben. Ja sagen wir es noch deutlicher. Dieses Gemüth hatte sich, von dem Gewicht eigener Missverständnisse und schmerzlicher Täuschungen hinuntergezogen, zu sehr gesenkt und zu weit in der Ferne jene Höhe verloren, in welcher nicht nur die Jugend zum freien Fluge kommt, sondern auch das Alter wieder anfängt, sich in sich selbst und in der Welt zurechtzufinden, dass es die Bewegungen der Welt, bis auf die kleinsten Veränderungen hinab und bis zu den grössten Schöpfungen hinauf, in ihrem inwendig verknüpfenden Plane begreifen und sagen kann, alles sei in einem geordneten Lauf auf ein gesetztes Ziel hin begriffen und die Seligkeit irdischer Gegenwart oder ewiger Zukunft liege darin, den weltbestimmenden Zügen jenes Planes nachzugehen, auf diesem tiefer dringenden Gang die schein-

baren Widersprüche des Lebens aufzulösen und in die Ahnungen der universalen Harmonie zu gelangen. Hieher aber ist Glarean nicht durchgedrungen, hievon ist er je länger je weiter abgekommen, und hatte doch anderseits ein so richtiges und hohes Verständniss von der ganz verwandten Idee der antiken Weltanschauung! Jetzt war ihm die Welt völlig aus den Fugen gerathen, er konnte sich mit ihren Zuständen nicht mehr ausgleichen, und über dieser zerrütteten Weltordnung legten sich die alternden Jahre hin wie eine vollends alles verdunkelnde Decke. Immer finsterer wurde es ihm vor dem Auge, er sah nirgends mehr Licht, und sah dafür alle Kreatur in ihrer Verderbniss den Schrecknissen des Gerichtes verfallen. Was konnte diesem Gemüthe erwünschter heissen als von einer solchen Welt so bald als möglich zu scheiden! Was sehnächtiger sein als der Blick über das jammervolle Zeitalter hinaus in eine bessere Zukunft! Wirklich sind hievon Glareans Briefe aus seinen letzten Jahren voll und drücken eine namenlose Sehnsucht aus, von diesem Schauplatz unruhvollen Treibens abzutreten und zur seligen Ruhe überzugehen. Hienieden, schreibt er vom Jahre 1560 an, also 72 Jahre alt, an Tschudi, ist nichts als Angst und Noth bis an das Grab. Hier ist nichts zu hoffen. Ich hoffe nur etwas im himmlischen Vaterland. Nur diese Hoffnung ist mir fest, nur diese Betrachtung hat mir etwas Sicheres. Hienieden ist immer und überall nur Trennung und Tod. Wir vereinigen uns nur, um wieder von einander gerissen zu werden. Darum lass uns sinnen an das künftige Leben, da ist keine Trennung mehr, sondern ewige Vereinigung. Das sind die Klage- und Sehnsuchtsstimmen, die tief durch seine Seele gehen. Sie sind ebenso der düstere Wiederhall, der alle seine Briefe durchtönt, in immer neuen Worten und Wendungen, aber im immer gleichen Schmerz und Weh. Es war als hätte sich der Tod selbst zu ihm herangedrängt und ihm zugeflüstert: Lege alles andere auf die Seite, liebe nichts mehr als nur mich, ich bin da und gehe nicht mehr von dannen, bis ich dich und du mich gefunden hast! So war es auch wirklich. Das Ziel, nach dem der welt- und lebensmüde Greis wahrhaft geschmachtet, war erreicht und der Sabbath des Friedens fiel ihm als das erbetene Loos von oben auf das Angesicht. Still und ruhig verschied Glarean in der Nacht auf den 28. März 1563. Des folgenden Morgens empfing die Universität die Trauerkunde und nahm

sie mit einem tiefen und allgemeinen Schmerz auf. Sogleich schritt man zur Rüstung des Begräbnisses, das noch am gleichen Tage Statt haben sollte. Es wurde Nachmittags 4 Uhr in der feierlichsten Weise vollzogen. Den Leichnam trugen 6 Meister der freien Künste, hinter ihnen folgte der Zug aller Lehrer und Studirenden der Universität und das gesammte Leichenbegängniss. In der Kirche des Predigerklosters wurden die sterblichen Ueberreste beigesetzt, wie es Glarean selbst in seinem Testament angeordnet hatte. In einer Menge lateinischer und griechischer Gedichte, die auf seiner Ruhestätte niedergelegt wurden, konnte man Namen und Gedächtniss des grossen Gelehrten und wohlthätigen Jugendfreundes würdiglich gefeiert sehen. Sie alle, diese schönen Gedächtnissworte in Prosa und Poesie, erschienen dann gesammelt als *Epicedien*, *Epigrammata funebria* und andere *Epithaphia*, von Glareans Freunde Jodocus Kastner, und noch vermehrt durch Joh. Oporinus in Basel. Von der Universität selbst wurde Glareans Gruft mit einem Denkstein in erhabener Form geweiht, der dann später, als das Predigerkloster aufgehoben war, in das Münster übertragen und in die Mauer des Kreuzganges gegenüber der Universitätskapelle eingefügt wurde.

So war die Todtenfeier des weitbekannten Gelehrten in der ehrenvollsten Weise vorübergegangen und hatte in der Nähe und Ferne eine tiefe Rührung zurückgelassen. Aber die nächsten Wochen, die sich an den Begräbnisstag anschlossen, verliefen nicht ungetrübt und fügten zu dem ersten Leid noch ein zweites. Sie brachten theils eine Störung bei Glareans Verwandten mit sich, theils eine Missstimmung bei seinen Kollegen an der Universität. Was die Störung im Verwandschaftskreise der Familie anbetrifft, wurde der Anstoss dazu von der Wittwe Glareans gegeben, welche von einem nicht ganz billigen und edeln Sinne geleitet schien. Es handelte sich um die Frage, ob und in welchem Masse die nächsten Anverwandten an der Erbsverlassenschaft des Verstorbenen betheiligt sein sollten, und die Wittwe meinte, diese Frage überhaupt verneinen zu dürfen. Die Sache führte zu ärgerlichen Zerwürfnissen und veranlasste sogar den Rath von Glarus, zum Frieden zu mahnen und vermittelnde Vorschläge vorzulegen. Endlich wurde eine billige Ausgleichung zuwege gebracht, die dahin zielte, es seien, dem Wortlaut des Testamentes gemäss, an die zwei zu Glarus wohnhaften Verwandten Glareans 200 Gulden zu entrichten. In

gleicher Weise war auch die Universität nicht völlig zufrieden gestellt und glaubte, einen gewissen Anspruch erheben zu dürfen. Sie sei, war in Freiburg die Meinung, an Glareans zurückgelassenen Gütern und zwar gerade an den besten missverstandener oder selbst ungerechter Massen sehr verkürzt. Zwar erhielt die Universität nach Glareans selbsteigener Verfügung 100 Sonnenkronen, sollte aber des andern wissenschaftlichen Kapitals, nämlich der Bibliothek, verlustig gehen, auf welche sie gerade die grösste Hoffnung und Freudigkeit gerichtet hatte. Aber zu ihrem ausserordentlichen Leid wirklich umsonst. Denn Glarean hatte seine Bibliothek, welche die von ihm bearbeiteten Klassiker mit den vielen trefflichen Randnoten umschloss, noch bei Lebzeiten an den Bischof von Augsburg, Johann Argolf von Knöringen, verkauft, was natürlich zur Folge hatte, dass die Universität zum voraus vom Zugang zu diesem gerade ihr höchst kostbaren Schatz abgeschnitten war. In grossmüthiger Weise verschenkte sie der Bischof an die Universität Ingolstadt und von hier ist sie dann mit dem übrigen literarischen Erbgut nach München übergegangen, wo sie sich noch gegenwärtig befindet und vielleicht einmal noch eine wissenschaftliche Verwerthung in dem einen oder andern Sinne erhält.

Wir stehen am Grabe unsers merkwürdigen Landsmannes. Ein thätiges und inhaltsreiches Leben hat sich vor unsern Blicken abgesponnen und es ziemt sich, dass wir von demselben noch ein Schlussbild mit unparteiischem Griffel, in unverwischtem, aber auch ungeschmeicheltem Colorit entwerfen, wo neben den Tadel auch der Ruhm gesetzt, neben die Schattenstriche auch die Lichtseiten aufgetragen werden, wie wir es übrigens stückweise, in den einzelnen Parthien dieses Lebens, bei gegebenem Anlass bis dahin gethan haben. Den Inhalt, den dieses Leben in sich trug, hat es allerdings nicht von aussen bekommen, nicht von grossen Ereignissen, nicht von weltbewegenden, in die Geschichte hineingetragenen Thaten und Werken. Es hat diesen Inhalt aus sich selbst herausgezogen und ihn still, ohne öffentlich hervortretende Bedeutsamkeit, in diejenigen Kreise verpflanzt, welchen dieses Leben nach seiner innersten Natur und Bestimmung geweiht war. Ein solches Leben, das sich aus sich selbst heraus nähren und dann auch andern zum Genuss, zum Gewinn werden soll, muss immer einen quillenden Born eigener Kräfte und Gaben in sich bergen. Bedarf es nun auch, um sich

gerader und glücklicher zu entwickeln, äusserer Förderungsmittel und fremder Pflegehände, immer ist, was ans Licht tritt, nicht bloss mechanisch angelehnter Zusatz, sondern dem eigenen Selbst entsprossene Blüthe, die bald den Gefühlstiefen des Gemüthes, bald dem Lichtkreise des Verstandes zugehört. Dass Glarean in solcher Weise zu seinem Leben den Inhalt aus sich selbst lieferte, und dass er es nach diesen beiden Richtungen, nach Gemüth und Verstand thun konnte, wird uns niemand zu bestreiten wagen und uns in unserer Betrachtung stören. Was für ein Gemüth voll frischer Empfindungen hat uns die Kindheit und Jugend gezeigt, mit welcher Gewalt dringt auf dieses Gemüth alles Grosse und Schöne ein, was für einen begeisternden Wiederhall findet in demselben die Poesie der Natur und des Menschenlebens, und wie tönt alles in den angeschlagenen Saiten des eigenen Liedes wieder zurück! So voll aber das Gemüth bei Glarean waltete, war die andere Geistesrichtung, der reflektirende Verstand, doch nicht verkürzt, wie es sonst bei ausgeprägten Gemüthsmenschen zu geschehen pflegt. Mit einem ungeblendeten Auge hat Glarean Wahn und Wahrheit geschieden und hat von sich selbst zu Köln, Basel und Paris jene Afterwissenschaft ausgeschieden, welche schon seit Jahrhunderten und noch damals mächtig genug die ganze Heerschaar der Gelehrten in ihrer Gewalt hatte. Wie selbstständig dieser Verstand gegenüber traditioneller Autorität verfuhr und wie gründlich er nach den Forderungen ächter Wissenschaft forschte, das ist in den gelehrten Arbeiten dargethan, welche Glarean auf dem Gebiete der verschiedenen Disziplinen, in der Philologie, Musik, Mathematik, Geographie u. s. w. ausgeführt hat. Die geistige Umschau im Allgemeinen, die kritische Schärfe für den einzelnen Fall, die für jene Zeit seltene Kenntniss des Materials, dies alles dient uns zum Beweise, dass der Geist in den ihm zufallenden Sphären so tüchtig regierte als das Gemüth in den seinigen, und daher beide Begabungen in vorzüglicher Thätigkeit zu einem segensreichen Leben mit einander vereint waren. Hätte sich nun Glarean mit seinem ganzen begabten Wesen in das Verständniss jener grossen Lebensfragen hereinziehen lassen, die sich um das von jeher höchste Thema der Weltgeschichte, um Glauben und Glaubenswelt erhoben hatten, wie wären hier sein reichhaltiges Gemüth und sein scharfsichtiger Verstand zu einer vielseitigen Verwerthung gekommen und er in den Stand gesetzt gewesen, in die inhaltsschweren Auf-

gaben der Zeit einzugreifen und die rechte Gestaltung der Dinge für Gegenwart und Zukunft bereiten zu helfen. Wie Schade, dass Glarean zu diesem Verständniss seiner selbst und seiner Zeit nicht gelangen konnte! Wie Schade, dass er es nicht zu erkennen vermochte, die Waffen, die ihm aus Natur und Schule gereicht worden, in den heiligen Kampf zu tragen und nicht nur klassische Alterthumsschätze zu heben, sondern auch christliche Glaubens- und Bildungsgüter zu retten! Das ist die Klage, die uns auf unserm ganzen Gange durch Glareans Lebensweg begleitet hat, sie ist auch hier, am Grabe, noch der Seufzer, der uns über dem weitgepriesenen Gelehrten und Menschenfreund nicht verstummen will. Wo haben wir nun die Gründe zu suchen, warum er in diese schielende Blendung und endlich völlige Erblindung gefallen ist? So fragen wir noch einmal und glauben die Antwort in noch besser zusammenfassender Form jetzt, vom Schlussstein seiner Laufbahn aus, geben zu können, wo wir das abgeschlossene Leben noch vollständiger überschauen und alle Momente desselben in Rechnung ziehen können. Es waren in Glareans Wesen Widersprüche von zweierlei Art. Die einen hat er in sich selbst getragen, die andern von aussen in sich aufgenommen. Man darf dies nicht untereinander werfen, sondern muss es gehörig auseinander halten, sonst wird der ganze Glarean unverständlich oder läuft sogar Gefahr, wie eine närrische Figur behandelt zu werden. In seiner eigenen Natur lag unstreitig eine wandelbare Unstätigkeit. Daher die leichte Umwechslung von Gefühlen, der luftige Uebergang von Ernst zum Scherz, sogar zum tollen Scherz bis zu jenen seltsamen Sprüngen in's Possierliche und Theatralische. Dazu kam noch etwas anderes. Der Knabe, ein Kind der Natur, nahm das Stück ungekünstelten Jugendlebens, das ihm in freier Alpenluft und harmloser Heerdenfreude unwillkürlich zu Fleisch und Blut geworden, mit sich auf die Schulen und er hat es, da die Bildung, es zu veredeln, zu spät kam und die eingprägten Typen nicht mehr zu verwischen vermochte, auch hier sowie später behalten und von Zeit zu Zeit kundgegeben. Daher jene Ausbrüche verletzender Laune, ob denen nicht nur der Hörer, sondern auch heute noch der Leser erstaunt oder eigentlich erschrickt. Man kann diese ungezügelter Ausschreitung an dem Manne nicht vertragen, den man noch einen Augenblick vorher eifrig an seinen Büchern sitzen, begeistert unter seinen Schülern lehren, vertieft in

die interessantesten Forschungen gesehen hat. Wie, ist da die hohe Geistigkeit sammt dem ganzen vollbrennenden Leuchter der Gelehrsamkeit nicht plötzlich gefallen und unter die Gewalt einer rohen Sinnlichkeit hinabgedrückt? Nein, dürfen wir im Namen Glareans zuversichtlich antworten. Wer wird sich, hat er ihn aufmerksam betrachtet, zu sagen getrauen, es habe ihm an Sittlichkeit, Edelsinn, Humanität gefehlt, oder diese Tugenden seien, wenn sie auch vorhanden waren, nicht zu ihrer Geltung gekommen? Es sind Widersprüche, aber solche, die mehr in den äussern Formen des Lebens herausfallen, die jedoch nicht aus einem innern Zwiespalt des geistigen und sittlichen Wesens hervorgebrochen sind und den bösen Willen zeigen, der darauf ausgeht, der Welt Aergerniss zu bereiten. Es war, mit Einem Wort, eben die unverhüllte Natur, die sich gehen liess, wie sie geworden war und dann in einem Kontrast erschien mit dem Stande, in welchem Glarean wirkte und mit der Stufe, auf welcher er viel höher als andere Menschen stand. — Von anderer Art sind bei Glarean diejenigen Widersprüche, welche sich von der Aussenwelt an ihn heran- und unseliger Weise dann auch in ihn hineingedrängt haben. Sie haben eine Spaltung seiner selbst im eigentlichen Sinne nach sich gezogen und er hat diesen Unfrieden mit dem ganzen innern Jammer genugsam erfahren müssen. Wir wollen das verzernte Bild nicht mehr zeichnen. Wir müssten nur wiederholen, was wir auf dem Uebergang von Köln nach Basel und weiterhin an so mancher andern Stelle bemerkt haben, wo wir dies alles in lebendigen Zügen unter die Augen bekamen und so zu sagen Tag für Tag vom Weg auflesen konnten.

Gewiss ist uns das Eine, dass Glarean in dieser Zerklüftung an seinem Verstand und Gemüth gelitten hat und zuletzt der schmerzlichen Zerrissenheit erlegen ist. Reden wir nicht davon, was für einen finstern Schatten diese Zerrissenheit auch in innigtraute Verhältnisse seines Lebens geworfen und ihn von den Freundschaftsbanden und Bildungskreisen hochedler Männer abgerissen hat. Bei all dem ergiebt sich aus dem Leben und Wirken Glareans noch ein höchst ansehnliches Resultat. Wir können von einer Summe geistiger Segnungen reden, die er in das Geschlecht seiner Zeit und durch dasselbe in dasjenige der Zukunft gepflanzt hat. Er steht unter den ersten Kämpfern und Verbreitern des Humanismus. Er hat ein tiefes Verständniss von den Werken der Alten und fördert begeistert

die klassischen Studien durch Unterricht und Schrift. Er liefert vorzügliche Beiträge zur Archäologie und Encyklopädie. Er zeigt, dass man in der Methode neue Wege gehen und in der Sachkenntniss höhere Standpunkte erreichen müsse und zwar in den wichtigsten Disciplinen, in Sprache, Geschichte, Geographie, Musik, Mathematik. Er führt aus seiner auf alle diese Lehrfächer gegründeten Burse oder Bildungs- und Erziehungsanstalt treffliche Zöglinge, ausgezeichnete Männer der Kirche, dem Staate, dem Dienste der Wissenschaft und des Lebens überhaupt zu, Männer, welche, jeder an seinem Ort, die von Glarean mitgenommenen Schätze verwenden und so mithelfen, dass die von Glarean ausgeflossene Bildung wie ein weithin befruchtender Strom in allerlei Volksklassen und deren Lebensgebiete fortgetragen wird. Wir dürfen es, ohne uns ungemessenen Rühmens schuldig zu machen, zum Schlusse sagen, dass unser Landsmann zu den damaligen Gelehrten ersten Ranges zählte, dass in ihm der humanistische Lehrer und der humane Menschenfreund vereint lebte und dass er, was nicht von jedem Gelehrten und nicht von jedem Lehrer gesagt werden kann, den Glanz seiner Wissenschaft mit dem Lichtbild und Vorbild einer unantastbaren Sittlichkeit wahrhaft verklärte. Das ist ein Ehrenpreis, durch welchen Glarean nicht nur bei hohen und höchsten Ständen eine besondere Achtung gewann, sondern, was noch weit mehr ist, bei der zahlreichen ihm anvertrauten Jugend mit einem mächtig hebenden Nachdruck wirkte und seinem bildenden Unterricht die eigentliche Krone aufsetzte. Der Name Glarean, mag er nun auf den Steinacker zu Mollis oder auf das ganze Heimathland Glarus deuten, er wird beiden zum Ruhme gereichen, er wird in der Geschichte unsers Kantons und der Schweiz immer eine leuchtende Stelle einnehmen und immer wird es unter uns eine freudige Meldung sein, dass Glarean zu den unsrigen gehört und unserm engsten eigensten Vaterlande entsprossen ist!
